Neue Monatshefte

für

Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben

von

Oscar Blumenthal.

1. Band. 1875. Heft 6.

Berlin.

Verlag von Georg Stilke.

NW. Louisenstraße 32.

Juni 1875.

Inhalt.

Die „Neuen Monatshefte" erscheinen regelmässig am Ende jedes Monats im Umfang von 5–6 Bogen Lex. eleg. geh.

Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Eduard Mörike.

Von Edmund Hoefer.

Man braucht grade kein würdevoller Literarhistoriker und Aesthetiker, kein grämlicher Kritiker zu sein, sondern mag sich immerhin als ein nachsichtiges oder sogar wohlwollendes Menschenkind erweisen, und wird dennoch über unsere neuere schöne Literatur, sei es voll Unmuths, sei es mit Betrübniß, wohl den Kopf schütteln müssen. Wer das Auge zumal auf die moderne Poesie richtet, muß sich ernstlich daran erinnern, daß der poetische Kern unserer deutschen Natur ein unverwüstlicher ist und, gleichviel nach wie langer Ruhe und nach wie hartem Zwange, immer wieder einmal schöne und duftvolle Blüthen treibt, um von der Zukunft Besseres zu hoffen, als die Gegenwart gewährt und zu verheißen scheint.

Niemand wird leugnen, daß an Talenten auch jetzt durchaus kein Mangel ist. Allein nach einem wirklich reichen und schönen, nach einem ächt selbständigen sehen wir uns unter den neueren fast vergeblich um. Wir finden kaum eines, das uns nicht zweifeln und unsere Anerkennung noch zurückhalten läßt, das unsere Theilnahme und Liebe sozusagen mit einem Schlage und für immer gefangen nimmt. Und wir dürfen schon, sei es mit Wehmuth, sei es mit einem gewissen Neide, an jene wunderbare Zeit zurückdenken, wo trotz aller Ungunst und aller Beschränkung, fast jedes Jahr einen oder ein paar Dichter erscheinen ließ, denen solches gelang, welche die Zeitgenossen sich zu eigen machten, die auch uns, die Nachkommen, noch zu ihren getreuen Bewunderern zählen und in der Geschichte unserer Literatur stets auf das rühmendste genannt werden müssen. Diese Zeiten sind freilich schon ferne und ihre Dichter haben meistens schon längst nicht nur geistig, sondern auch leiblich von uns Abschied genommen. Die Reihe der Lebenden wird immer kürzer, und nun ist wieder einer ausgetreten — am 4. Juni starb Eduard Mörike nach langen körperlichen Leiden zu Stuttgart und wurde am 6. trauervoll von uns zu seinem Grabe begleitet.

Eduard Mörike ist allerdings keiner von unseren Dichterfürsten, allein er behauptet sich in ihrer Nähe und obendarein in der warmen Liebe aller, die ihn kennen, auf das Ehrenvollste. Sein Talent war kein umfassendes, aber in seinen Schranken eines der reichsten und schönsten, der naturwüchsigsten und frischesten, die man kennen gelernt hat, und kein Dichter verdient es mehr als er, in weiteren Kreisen und besser gekannt, gewürdigt und geliebt zu werden, als es ihm und seinen Dichtungen während seines Lebens zu Theil geworden ist.

Ich kann es nicht versuchen wollen, ein auch nur annähernd vollständiges Bild dieses Menschen und dieses Dichters zu entwerfen. Das muß ich Berufeneren und Kundigeren überlassen. Ich selber bin ihm niemals nahe gekommen, und Mörike

war einer von jenen, welche man, wenn überhaupt, nicht durch Erzählungen Anderer, sondern nur durch den eigenen genauen Verkehr mit ihnen und durch die eigene liebevolle Beobachtung kennen zu lernen vermag. Ich möchte nur die Aufmerksamkeit wieder auf den schon halb Verschollenen lenken und die Kundigen aufrufen, an die Herstellung seines wirklichen Bildes zu gehen, bevor es zu spät ist. Viele solcher Kundigen gibt es überhaupt nicht, denn Mörike lebte, wenn irgend einer, sein eigenstes Leben ganz und gar in seinem, Jedermann mehr oder weniger verschlossenen Innern, und die Spuren eines so stillen und engen Daseins, die selbst während des Lebens nur von Wenigen bemerkt und beachtet worden sind, pflegen nach dem Tode mit erschreckender Schnelligkeit vollends zu verschwinden.

Eduard Mörike wurde am 8. September 1804 zu Ludwigsburg geboren, wo sein Vater als ein angesehener und beliebter Arzt lebte. Zum Studium der Theologie bestimmt, folgte der Sohn dem in Württemberg üblichen Wege — durch das Seminar zu Urach führte derselbe ihn in's Tübinger Stift und, nach Beendigung des Studiums, als Vicar zu diesem und jenem Pfarrer, bis er endlich, 30 Jahre alt, selber zu diesem Amte gelangte und 1834 die Pfarrei zu Clevensulzbach erhielt. Der kleine Ort, in der Nähe von Weinsberg gelegen, hat dadurch eine gewisse Berühmtheit erlangt, daß auf seinem Friedhofe Schillers Mutter begraben liegt, welche hier bei ihrer Tochter Louise und ihrem Schwiegersohn, dem damaligen Pfarrer Frankh, weilte. Die Stelle gilt oder galt doch als eine Art von Anfangsdienst und bannt ihren Besitzer in eine große Einsamkeit. Dazu kam für Mörike das Unglück, daß er bald nach seiner Anstellung von einem schweren Rücken- oder Nervenleiden befallen wurde, welches ihn zur Versehung seines Amtes fast unfähig machte und ihn zwang, einen Vicar bei sich aufzunehmen.

Mancher Andere, ja die meisten, möchten von solchen Verhältnissen zerdrückt worden sein. Bei Mörike war dies, wenn freilich auch niemand sagen kann, was ohne dieselben aus ihm und seinem Talent geworden wäre, so weit ich davon weiß, keineswegs der Fall. Ja, ich möchte sagen: seine Natur und, wenn man so will, auch sein Talent waren gewissermaßen auf dergleichen angelegt oder doch schon dazu gestimmt. Bedürfniß- und anspruchslos wie Wenige, ließ er sich keine äußere Beschränkung anfechten, ja er hatte sich von jeher sozusagen freiwillig in die engste Enge und Abgeschlossenheit zurückgezogen. Schon auf der Universität schließt er sich in den kleinsten Kreis, flieht, wie David Strauß einmal von ihm in einer gelegentlichen aber meisterhaften Charakteristik (Schwengler's Jahrbücher der Gegenwart, 1847, Heft 6) sagt, jede fremdartige Berührung, errichtet eine Art Freimaurerloge um sich her, aus welcher alle Profanen ausgeschlossen sind — „er verbaut sich gegen die Wirklichkeit“, er schafft sich eine eigene phantastische Welt und „eine eigene Sphäre der Poesie“, in der er träumt und schwärmt und lebt, und er nennt selber diese Zeit noch weit später die schönste seines Lebens (s. die Erklärung vor seinem „letzten König von Orplid“ in der Sammlung „Iris“).

Und dennoch — und das ist eben das Räthselhafte, das aus Mörike überall hervorlauscht, so bald man ihn mit sehendem, festem Auge zu erfassen sucht! — und dennoch wurzelt er auch wieder in der vollsten Realität und lebt, äußerlich dem Leben abgewandt, im Inneren das reichste, frischeste, fröhlichste Leben. Das zeigt sich an ihm selber, dem Träumer, dem Hypochonder, dem Kranken, dem dennoch der

Scherz und die Neckerei, die Schalkhaftigkeit nicht fremd war, dessen „unvergleichliches Talent der humoristischen Mimik", wie man rühmen hört, selbst in den letzten Jahren noch zuweilen die Freunde entzückte. Das zeigt sich ferner in seiner merkwürdigen Verbindung mit seinem Jugend- und Studienfreunde Wilhelm Waiblinger, einem Charakter und Talent, die dem seinen anscheinend so fremd, wie irgend denkbar sind, und dessen Gedichte gerade er trotzdem herausgab und gewissermaßen bearbeitete (1844). Daran schließt sich die Vorliebe des Träumers und Weltabgezogenen für jene „Triumvirn Amors" (Goethe's Römische Elegien V), Catull, Tibull und Properz, von deren ersten beiden er in seiner „Classischen Blumenlese", 1840, Uebersetzungen liefert. Hieher gehört weiter der nicht wenig bemerkenswerthe Umstand, daß er, im Innern so vielseitig, äußerlich stets im engsten Kreise sich zu halten und bewegen vermochte, daß er, auch in seinen verhältnißmäßig guten Tagen, die Grenzen seiner Heimath so gut wie niemals überschritt, daß ihn niemals nach einer äußeren Anregung zu verlangen schien, — sei es, weil er ihrer gar nicht bedurfte, sei es etwa, weil er, dann freilich wohl mehr instinktartig als in weiser und klarer Selbstbeschränkung, vor jedem Versuch einer Ausdehnung und Hingebung zurückwich. Wer weiß, ob nicht in solchem Falle vielleicht Mächte in ihm wach gerufen wären, die im unbesieglichen Widerstreit mit den irdischen Verhältnissen, für ihn und seine Natur hätten verderblich werden mögen.

Wie es mit ihm und dieser Natur gestanden haben mag, darauf kann man, glaub' ich, einigermaßen schon aus der, sicherlich nicht blos in seinem Leiden begründeten Ruhelosigkeit schließen, die ihn nirgends lange rasten, sondern immer wieder eine neue Enge aufsuchen ließ. Denn als er sich endlich 1843 durch sein Leiden gezwungen fand, die immer noch behauptete Pfarrstelle aufzugeben, lebte er sieben Jahre lang bald zu Hall, bald in Stuttgart, bald in Mergentheim, indem er nur auf diesem letzteren Platz länger weilte, ja hier auch in dem Fräulein Margarethe von Späth seine Gattin fand. Im Jahre 1851 fand er eine Anstellung als Lehrer der Literaturgeschichte am Katharinenstift zu Stuttgart und widmete sich diesem Amt unter unausgesetzten Leiden bis 1866. Dann folgte ein erneutes Umherziehen, nach Lorch, zurück nach Stuttgart, nach Nürtingen und zuletzt wieder nach Stuttgart, wo er denn jetzt sein Grab gefunden hat.

Am deutlichsten offenbart sich jenes Räthselhafte, die Doppelwelt, oder sage ich, dies in sich nirgends vermittelte eigene Doppelleben, selbstverständlich in seinen dichterischen Schöpfungen, vor allem in seinem Erstlingswerk, dem 1832 erschienenen „Maler Nolten", einem unerquicklichen Werk, von dem es mir sehr zweifelhaft ist, ob es die vom Dichter in den letzten Jahren unternommene vollständige Umarbeitung zu einem wahrhaft künstlerischen zu erheben vermocht haben wird. In der schon genannten Sammlung „Iris" stehen das Märchen, der Operntext, das Schattenspiel, die Novelle neben einander vor uns. Selbst die im Einzelnen reizende „Idylle am Bodensee" leidet unter dem Mangel der Einheit in der Composition, und sogar in seinen Gedichten, — erste Auflage 1838, die vierte, um das Doppelte vermehrte, 1867 — finden sich hart neben dem Phantastischen, Nebelhaften und Gespenstigen jene entzückend schönen Lieder, voll der einfachsten Natürlichkeit und Volksthümlichkeit, voll der tiefsten und innigsten und zugleich gesundesten Empfindung, reich an glänzenden Schilderungen, durchwebt mit den feinsten und nicht selten genialsten Zügen,

ohne eigentliche Kraft zwar, die man in Mörike überhaupt nicht suchen muß, aber von einer poetischen Zartheit und einer wunderbar duftigen Klarheit, die in unserer poetischen Literatur Ihresgleichen suchen. Jene Lieder und anderen Dichtungen, mein' ich, die des Dichters Ruhm begründet haben und ihn trotz aller Ungunst der Zeiten auch unter den Nachkommen noch erhalten werden, die — „Rosenzeit, wie schnell vorbei", „Schön Rothtraut", „Ach wenn's nur der König auch wüßt'", „Drei Tage Regen fort und fort", „Früh morgens, wenn die Hähne krähn", und wie diese Perlen unserer Lyrik sonst heißen mögen.

Mag man an Mörike's Talent mäkeln und zweifeln, diese Lieder allein schon zeigen ihn uns als einen Dichter vom Scheitel bis zur Sohle. Sein Stern ist, ob auch nicht einer der glänzendsten, doch einer der schönsten an unserem Dichterhimmel. Das sollte in den weitesten Kreisen erkannt werden und Mörike sollte zu den geliebtesten und vertrautesten Dichtern unserer Nation gehören. Wir haben auch gegen ihn, wie gegen manchen Anderen, eine Ehrenschuld abzutragen und ihm sein Recht angedeihen zu lassen, das dem Lebenden nur allzulange kalt und gleichgültig vorenthalten worden ist.

Aus alten Tagen.

Skizze von Ada Christen.

Es ist ein altes halbzerfallenes Schloß, das auf einem steilen hohen Felsen liegt. In Schneckenform zieht sich die hohe Ringmauer rund um den Berg; sie mag wohl aufgebaut sein von den Steinen, die aus dem Felsen gehauen sind, denn hinter dieser Mauer läuft eine Straße, auf welcher nicht ein Körnlein Sand oder Erde zu sehen ist: Lauter Felsplatten bilden den Weg, zuweilen glatt wie ein Tisch, zuweilen rauh und geborsten. Vom Fuß des Schloßberges an bis hinauf in den Schloßhof ziehen sich zwei breite Räderfurchen, die tief in das spröde Gestein eingefahren sind, und wenn es regnet, schießen zwei lustige Bächlein drinnen hinab.

Immer rund herum geht es, wenn man da hinansteigt, immer enger wird der Kreis, den die hohe Mauer einschließt, endlich aber hört die Steigung auf, man geht ein Stück Weges auf ebenem Boden und steht plötzlich drinnen in dem Burghof, der noch immer zwanzigmal so groß ist, als der Hof des größten Hauses, das unten im Markte liegt.

Dach und Fach fehlt an der alten Burg. Nur ein langgestreckter würfelförmiger Thurm ist gut erhalten; kleine Fenster sind hinein geschlagen — eine schmale steinerne Treppe führt bis an die Hälfte der Höhe, wo durch einen finstern Gang getrennt, rechts und links je zwei Stübchen sind; die andere Hälfte des Würfelthurms hat von keinem Ende einen Zugang, — es ist als wäre fast Felsstück auf Felsstück geschichtet; kein Dach, kein Söller ziert den Klotz; sein oberes Ende ist glatt, flach und grau.

Ein armer Hausirjude bewohnte um ein Billiges mit Weib und Kind den alten Thurm.

Das zerfallene Schloß selbst ist der Rest eines stattlichen Besitzes. Die leeren Fenster glotzen hinab in das Thal. Zwischen den Ritzen der Steingesimse blühen schon im Frühlingsanfang Blumen. Aus einem Fenster wächst sogar ein dichter Hollunderbusch, in dem die Vögel zwitschern, und von dem sich die Buben Pfeifen schneiden, um mit den Vögeln um die Wette zu lärmen.

In Ungarn steht diese alte Burg, und von dem Söller, dessen Brustwehr längst zerfallen ist, sieht man weit hinaus in das Land. Rechts dehnt sich durch die Felder eine lange Pappelallee bis hinüber zu einem Dorfe, die Strohdächer schimmern gelb her; am Ende des Dorfes beginnt die steife Doppelreihe der Pappeln wieder und

verliert sich erst bei dem grüngrauen Flüßchen, wo die Weiden stehen, die leise im Winde schwanken, und schier wie das Wasser selbst anzusehen sind, wenn es wettert oder die Dämmerung kommt. Ein Stück hinter den Weiden beginnt der schmale Wald, der immer breiter und immer höher wird, so daß die alten Eichen wie eine hohe Mauer dahinterstehen und in ihren Wipfeln die Wolken zu hängen scheinen. Links hinüber aber ist es kahl und flach. Wo der Marktflecken endet — der am Fuß des Schloßbergs beginnt — ist noch dürftige Weide, magerer Weizen und krüppelhaftes Gesträuche. Noch weiter hinaus flimmert und flattert es auf der grauen Erde, wie feine goldigschimmernde Federn. Das ist das Haidekraut; „Frauenhaar" nennen es die Bauern und schmücken ihre Mützen damit am Sonntage, und die Dirnen stellen es zwischen Blumen hinter die niedern Hüttenfenster. Doch immer dürftiger wird Gras und Gesträuche da drüben, immer stiller und öder wird die Ebene — diese weglose einsame Fläche, die sich im Nebel verliert, ist die Pußta . . .

Die Sonne fällt gleichsam da hinten in ein Nebelmeer; jetzt ist es als ob sich ein glührother Schleier über die Erde zöge — dann kommt das blasse verschwimmende Lila — fahler wird es, trüber, endlich aber farblos und todttraurig. — Mit einem Male wird es Nacht — am dunklen Himmel glimmen ein paar Sterne — und durch die feuchte, würzige Luft zittern zirpende kurze Töne — auf der Erde unten ist es aber so hell, daß der Vogel, der durch die Nacht fliegt, oder der einsame Reiter, der heimkehrt, jeden Stein auf dem Wege sehen kann.

— —

Ich war ein junges Ding, als ich auf dem Söller, der eigentlich nur mehr ein in die Luft hinausgestreckter Stein war, lehnte und alles das sah. Neben mir stand damals ein junges schlankes Mädchen, daß nach rechts und links sah und sich auf den Fußspitzen hob, so daß mir Angst und bange wurde, denn der Wind blähte ihr dünnes Tuch auf als ob sie Flügel bekäme, und ich zitterte, daß sie jetzt fortgetragen würde von einem hinterlistigen Windstoß, der oft plötzlich um die Ecke flog, ohne daß wir ihn früher hörten.

Das schlanke Mädchen und ich, wir wohnten damals bei dem Hausirjuden im Thurm. Wir waren mit einer reisenden Schauspielgesellschaft angekommen. Mit den Wohnungen sah es unten im Markte übel aus, da wies man uns also, die wir die Jüngsten und die Unzertrennlichsten waren, da hinauf zu der Judenfamilie.

„Die können noch laufen, die sind jung," hieß es.

Es war Sommer und heller Sonnenschein, als wir athemlos zum erstenmal oben ankamen. Die alte Judenfrau hatte die Schwindsucht, sie saß mitten in einer leeren Fensterhöhle, sonnte sich und hustete so laut, daß die Vögel in dem Hollunderbusch schwiegen.

Liese, meine Gefährtin, sagte ihr was wir von ihr begehrten, und während die Frau immer ihren welken Leib vorwärts und rückwärts schleuderte und die hageren Hände über das Knie kreuzte, musterte sie uns vom Scheitel bis zur Sohle.

„So? Komödianten sind da?" hustete sie, „und ihr jungen Kinder seid ganz allein? Ohne Vater und Mutter? Nun, ich nehme Euch auf."

Die Frau rief nach einem schwarzlockigen kleinen Mädchen, das unweit in einem verfallenen Erker saß. Ein hochmüthiger Ausdruck machte das schmale Gesicht der Kleinen unkindlich, sie schaute uns mit großen ernsten Augen an.

„Führ' die Zwei da in die Kammer vom Rafe," sagte die Frau zu dem Mädchen, uns aber bedeutete sie: „Das ist meiner todten Tochter Kind — die Rahel, ein kluges Kind!" setzte sie mit ihrer gebrochenen Stimme flüsternd bei, „und der Rafe, den Gott lang leben lasse, mein Sohn, er geht heute nach den Feiertagen wieder in die Fremde! Gott! was ist das für ein gelehrter Mensch! Er geht lehren den Herrn Grafen seinen Söhnen im nächsten Comitat, den Herrn Grafensöhnen geht er lehren die Methamatak!"

Sie betonte das letzte Wort scharf und sprach es recht falsch aus, es mußte ihr etwas ganz Fremdes sein, was sie da sagte.

„Die Gelehrsamkeit!" murmelte sie bewundernd und ihr spitzes gelbes Gesicht wendete sich hastig uns zu, als ob sie fragen wollte, ob wir jemals schon so etwas gehört. —

Das Kind schritt, uns immer groß anstarrend, neben uns her, zuweilen hob es den mageren braunen Arm und deutete uns nach dem Wege, dann schlüpfte es wieder durch niedere Ruinen, immer mit den ernsten Augen herüberlugend, dann schritt es quer über den Hof knapp vor uns her, sprang eine zerberstende Treppe hinan, schleuderte eine braune schwere Thüre auf und lief an uns vorbei wieder die Treppe hinab.

Wir standen an der offenen Kammerthür und wagten nicht einzutreten, denn an dem kleinen Fenster, den Rücken uns zugewendet, stand ein hoher Mann, er hatte den Kopf weit nach rückwärts gebeugt, seine langen schwarzen Haare lockten sich über den lichten Sommerrock bis an die Schultern.

Liese zerrte an ihren goldblonden Flechten, zerrte und zerrte und wandte kein Auge von dem Mann ab, ihre Brust hob und senkte sich, endlich aber klopfte sie hastig an die geöffnete Thüre, der Mann wandte sich um und im selben Augenblicke flogen sie auseinander zu . . .

„Liese!"

„Rafael!" ächzte sie und wendete sich hastig zum Gehen.

„Bleibe, Liese," bat er und führte sie in die Kammer, aber Liese erfaßte mich am Kleide und wollte mich mit sich hineinziehen.

„Liese, seit wann fürchtest Du, mit mir allein zu sein?" sagte er traurig, ihre Hand ließ mein Kleid los, sie folgte ihm und lehnte die Thüre nur an.

Ich setzte mich draußen auf die letzte Stufe der Treppe nieder und schaute in die Weite. Etwas wie Eifersucht regte sich in mir, denn ich ahnte, daß die beiden Menschen einander gut kannten — daß sie sich liebten, und sich vielleicht in jedem Winkel der Welt früher zu finden dachten als da oben auf dem zerfallenen Schlosse in der Kammer des Hausirjuden. Ich trocknete meine kindischen Thränen, als Liese langsam wie im Traum die Treppe niederstieg.

„Der hat Vater und Mutter und die Menge Menschen, die er lieb hat und die ihn lieb haben — warum nimmt er mir Dich — mir, die niemand mehr hat als Dich?"

„Sei still Du," lächelte Liese — „sei mäuschenstill — niemand darf wissen, daß er mich liebt. — Du bist zu jung, um zu fühlen, daß Alles kommen muß, wie es kommt. Wir bleiben hier oben."

Rafael ging noch am selben Abend fort und wir bezogen seine beiden Stübchen.

Wir verbrachten glückselige Stunden da oben, wir lernten und träumten zusammen, und durch das kleine Fenster flogen unsere schönsten Gedanken in die blaue Luft.

Als der Herbst kam, da starb die schwindsüchtige Frau, und da sahen wir auch Rafael zum erstenmale wieder, aber er sprach weder zu Liese noch zu mir ein Wort, er saß drüben auf der kalten Diele, sieben Tage und sieben Nächte, sein Vater saß bei ihm und die kleine Rahel auch, wir knieten jeden Abend und beteten für das Seelenheil seiner Mutter, die wir so liebgewonnen hatten und die so gut gegen uns gewesen war.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach acht Tagen verließ uns Rafael wieder, er klopfte am Morgen des achten Tages an unsere Thüre und als Liese öffnete, reichte er durch den Spalt einen glatten silbernen Reifen hinein. Seine Mutter hatte ihn bis an ihr Lebensende getragen — er ging, ohne ein Wort zu sprechen.

Es hatte sich durch den Tod der alten Frau wenig verändert. Seit wir droben wohnten, besorgten wir schon ihr kleines Hauswesen. Jakob, der Vater Rafaels kam jede Woche von seinen Dorfgängen erst Freitag heim und ging Sonntag wieder vom Hause fort. Die kleine Rahel mußte einen Theil ihres landstreicherischen Wesens ablegen und mir zur Hand sein, besonders seit Liese viel lernte, und zwar aus Büchern, die sie vor mir verbarg. — Oft auch ging sie halbe Tage in den Wald; sie studire dort am besten ihre Rollen, sagte sie kurz. Manchmal erwachte ich des Nachts und sah sie emsig lernend in ihrem Bette sitzen, manchmal auch ging sie hinab in die Synagoge, und im Markte wunderte man sich, was doch die junge Schauspielerin oft noch Abends bei dem alten, freilich sehr gelehrten Rabbi thue, der gleich neben dem Bethaus wohnte und ganz abscheulich sang.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Weihnachtsabend war gekommen. Neugierig stand die kleine Rahel bei mir, als ich ein Tannenbäumchen mit Flittergold und bunten Papierketten behängte, die wenigen Wachskerzlein anklebte und die Paar Kleinigkeiten, die ich Liese schenken konnte, unter dem Baum zurechtlegte.

„Warum thust Du das?“ frug mich Rahel plötzlich und schüttelte den Baum.

„Weil heute Christabend ist.“

„Was ist Christabend?“ frug das Kind gleichgültiger.

„Jesus Christus wurde heute Nacht vor tausend und so viel Jahren geboren.“

„So! — Der blutige Mensch, der an dem großen Kreuz hängt, unten bei Deiner Schul', der?“ forschte sie.

„Ja!“

„Und wer hing ihn da hinauf?“ drängte die Kleine, mit widerwilliger Hast des unschönen Bildes gedenkend. „Wozu den hölzernen Mann an ein Kreuz schlagen und blutig malen?“

„Der hölzerne Mann ist nur ein Bild des Lebendigen, der einst gekreuzigt wurde!“

Erschreckt hafteten die großen Augen des Kindes an meinen Lippen.

„Wann? Wo? Ein Lebendiger mit Nägeln?! — Oh wer hat das thun können?!“

Und mich rührte die Angst und der Wehruf nicht, mich überkam jene Härte

und jene Furcht, die man mir eingebläut, als ich noch selber ein kleines Kind war, die Härte gegen ein armes gehetztes Volk, und die Furcht, weil ich von meinem Gott wie von einem Menschen sprach, — und mit kindischer trotziger Bosheit rief ich der Kleinen zu:

„Wer ihn gekreuzigt hat? — Ihr — Ihr Juden!“

Mein Lebetag werde ich das blasse verzerrte Kind nicht vergessen, wie es sich mit seinen mageren Händen an meinen Arm klammerte und zu mir hinaufstierte, wie sich die festgeschlossenen Lippen langsam aufthaten, daß die spitzen weißen Zähne sichtbar wurden und wie es durch die Zähne verachtungsvoll hindurchzischte:

„Du lügst!“

Ich weiß nicht, warum mich die zwei Worte so erschütterten, mir schwindelte, mir war zu Muthe als hätte ich dem Kinde ein ungeheures Unrecht zugefügt — dem Kinde und von jeher ihnen Allen — Allen! — Ich schüttelte die kleinen Hände von mir ab und lief hinüber zu Jacob, um Liese zu holen; bei ihr wollte ich mir Trost suchen, sie sollte mich beruhigen, sie sollte kommen, damit wir, wenn auch in einem jüdischen Hause, dennoch nach rechter Art unsern Christabend feiern konnten. Ich suchte und suchte sie, fand sie aber nirgend. Eben wollte ich zurück in unsere Kammer, da ging der Mond auf und ich sah sie droben auf dem Söller in das dünne Tuch gehüllt. Ich kletterte hinauf zu ihr und bat sie, daß sie kommen möge, aber sie stand unbeweglich und schaute hinaus in die Ebene. Der Schnee glitzerte im hellen Mondlicht und auch nicht ein dunkler Punkt war auf der weißen endlosen Fläche sichtbar, Liese aber streckte sich auf den Fußspitzen, um besser hinaus zu sehen, lauschte hinab und zitterte am ganzen Leibe.

„Siehst Du etwas?“ frug sie, ohne mich anzusehen.

„Nein. — Ja! — etwas Schwarzes dort — jetzt vorbei beim Friedhof!“

„Ein Reiter?!“ —

Die Frage klang wie Lachen und Weinen zugleich.

„Ja, ein Reiter!“ — stieß ich hervor und bebte vor Kälte und Angst, denn Liese schwebte fast in der Luft, so hatte sie sich hinausgebeugt.

Der Reiter kam näher und näher, er jagte bald durch den Markt dem Schloßberg zu. Als er gegen die Mauer einbog, da zog mich Liese herab auf die Treppe und Hand in Hand liefen wir über den Burghof unserer Kammer zu.

„Geh' ein wenig zu Rahel hinüber“ — bat ich Liese, sie nickte glückselig, schaute zu den flimmernden Sternen empor, schloß dann ihre frommen blauen Augen für eine Athemzuglänge und huschte in das Stübchen unseres Hauswirths.

Obwohl sie nie mehr mit mir von Rafael gesprochen hatte, so wußte ich doch, daß sie ihn erwartet hatte, und daß der gedämpfte Huffchlag seines Rosses zu mir heraufscholl.

Ich ging in unsere Kammer, steckte die Lichter des Christbäumchens an, ordnete noch einmal die Geschenke für Liese, dachte auch daran, was sie mir wohl Hübsches geben würde, gedankenlos plapperte ich ein Gebet her, brannte einen Tannenzweig an, damit es recht frisch duftete, und als nun Alles vorbereitet war, ging ich hinüber, Liese zu holen ... O du unvergeßliche Stunde!

Als ich sachte die Thüre öffnete, sah ich mitten in der Stube sie die Freundin, die Gefährtin, meine Liese, an der Brust Rafaels liegen, an der Brust des Juden.

Der Alte hatte die Hände auf ihre Häupter gelegt und Rahel stand, wie ein Kobold zu mir hinlachend, neben ihrem Großvater.

Daß die Welt nicht unterging, begriff ich nicht, bedenklich drehte sich zwar die ganze Stube um mich, und meiner innersten Ueberzeugung nach wankte mindestens der alte Thurm.

„Liese!“ schluchzte ich laut auf, „schau hinüber, der Christbaum ist angezündet — ich mein' wir setzen uns drüben zusammen, das paßt besser für uns als daß Du —“

„Still, mein Liebling,“ unterbrach sie mich mit ihrer lieben Stimme — „geh' ruhig in Deine Kammer zu Deinem Christbaum — ich habe Dich von Herzen lieb — aber meinen Rafael habe ich doch lieber. — Weine nicht, ich werde bald seine Frau sein — und darum habe ich keinen Christabend mehr — denn seit vier Wochen schon bin ich selber übergetreten, bin eine Jüdin. . . . . .“

Der alte Thurm stand fest — ich aber setzte mich rasch auf einen Stuhl und wartete, daß nun etwas ganz besonderes geschehen müsse. — Es geschah nichts. Die kleine Rahel kam wie eine Katze näher geschlichen, sah mich nur so über die Schulter an und sagte dann im allerboshaftesten Ton: „Lea heißt die Liese seit vier Wochen, weil sie schon so lang eine Jüdin ist. — Du, hat die auch helfen, den blutig bemalten Mann an das Kreuz hängen?“ —

Schweigend und allein ging ich in meine Kammer, ich ließ den schweren Kopf auf die Tischdecke fallen und weinte leise; über mir knisterten die Tannenenden, die manchmal aufflammten, und die Kerzlein verlöschten langsam eines nach dem andern, ich aber dachte, ich sei verlassen, vergessen, mutterseelenallein auf der Welt, ich hörte nicht wie Liese eintrat und ein Päckchen vor mich hinlegte, ich taumelte erst auf, als sie mich an ihre Brust zog. . . .

Die halbe Nacht hindurch erzählte sie mir die Geschichte ihrer Liebe.

Ich war zu jung, meinte sie, als daß ich vor zwei Jahren, wie sie zu der Gesellschaft kam, das verstanden hätte. Sie erzählte mir, wie sie sich vor Jahren gefunden hatten, sich nicht angehören durften, und doch nicht von einander lassen konnten. Wie sie alle Kraft zusammennahm und von dort wegging, wo er die Kinder des Grafen erzog, wie sie dann zu uns kam, und wie sie sich mühte ihn zu vergessen.

„Du sahst es,“ schloß sie, „wie ich ihn wiederfand in seinem armen Vaterhaus, was er nicht konnte und durfte um der Seinen willen, das durfte ich, die Einsame — ich entsagte meinem Glauben, um sein Weib werden zu können.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das ist lange her — o wie lange! Die kleine Rahel ist eine große Dame geworden, die ihre Schwägerin anbetet. Rafael, der freilich ein wenig anders heißt, ist heute ein bekannter Schriftsteller — ich selbst habe die Menge sündhaft-weltlicher Bücher gelesen — habe auch ein wenig geschrieben — und mich vielleicht darum nie wieder mit der schönen Rahel gezankt, die mich doch einst der Lüge bezichtigte. . . .

Aus der französischen Revolution.

Dramatische Scenen von S. H. Mosenthal.

(Erster und dritter Aufzug aus der Tragödie: „Lambertine von Méricourt".)

Personen.

Henri de Suleau, Dichter.	Santerre, Bierbrauer.
Lambert d'André aus Méricourt.	Legendre, Fleischer.
Lambertine, seine Tochter.	Rocher } Volksführer.
Abbé Raphael, sein Neffe.	St. Hurnge } Volksführer.
Brissot, Präsident der Assemblée.	Thérolgne } Volksführer.
Robespierre, Deputirter von Arras.	Ein Huissier.
Marie Roland.	Ein Hausmeister.

Ort: Paris. — Zeit: 1792 vom 9. bis 10. August.

Erster Aufzug.

Straße in Paris. Ein hervorspringendes Haus im Mittelgrund theilt die Bühne in zwei praktikable engere Gassen. Links Vordergrund, Suleau's Haus, Thor mit Schubfenster. Rechts ein Brunnen mit praktikablem Rand. Ueber den Häusern blicken die Thürme von Notre-Dame hervor. Trüber, stürmischer Abend.

Erster Auftritt.

Lambertine, gefolgt von Lambert d'André und dem Abbé Raphael stürmisch rechts. Sie trägt ein einfaches Kleid mit Fichu, eine schwarze Mantille über Kopf und Schultern. Die Haare, mitten gescheitelt, fallen in ungezwungenen Locken über die Schultern. Raphael in weltlicher Kleidung.

Lambertine (fliegend).

Dies ist die Straße, dort die Nummer —

d'André.

Kind!

Vergiß nicht, wer Du bist und mäß'ge Dich.

Raphael.

Laßt sie, mein Ohm, sie handelt wie sie fühlt,
Meßt sie nach ihrem Maßstab, nicht nach Eurem.

Lambertine (hat stürmisch die Glocke des Hauses links gezogen, das Schubfenster öffnet sich).

Hausmeister (am Fenster).

Was gibt's?

Lambertine.

Den Bürger Suleau suchen wir.

Hausmeister.

Nichts Bürger Suleau! (Schiebt zu.)

Lambertine.

Halt! hört mich, mein Freund.

Hausmeister.

Wer ist Ihr Freund?

Lambertine.

Ein Wort! beim ew'gen Gott!

Hausmeister.

Wer ist der ew'ge Gott?

Lambertine.

Dies ist sein Haus?

Des Bürgers Suleau Haus?

Hausmeister.

Wer fragt mich aus?

Wer spionirt? — Die Hände weg vom Guckloch,
Sonst kostet's Eure Finger.

Lambertine (angeklammert).

Nur ein Wort,

Nur ob er lebt! ob Suleau lebt! dies Wort,
Dies einz'ge Wörtlein: ja.

Hausmeister (zuschlagend).

Schert Euch zum Teufel!

(Heftiger Windstoß.)

Lambertine.

Wer gibt mir Antwort? Bürger! Nachbarn!

d'André.

Kind,

Laß Dich beschwören!

Lambertine.

Nur ob Suleau lebt!
Ob er nicht todt, wie mir mein Herz gesagt.
Suleau ist todt! (Ringt die Hände.)

Raphael.

Ich bitt' Euch Lambertine,
Zerreißt nicht vorschnell Euer — unser Herz.
Laßt mir die Sorge, ihn zu suchen, folgt
Dem Vater in das Haus, das Euch beherbergt.
Es sinkt die Nacht und nach der weiten Reise
Bedürft Ihr Ruhe — und mein greiser Ohm.

Lambertine.

Ruh, Ruh! mit diesem Sturm in meiner Seele!
Laßt mich, mein Vater, geht und pflegt der Ruh,
Ich brauche Niemand — ihn, ihn muß ich finden.
Sechs Wochen sind's, daß er sich mir verlobt,
In unserm Mericourt, mit heißen Schwüren,
Nur wen'ger Tage Frist — so sagt' er ja —
Nur wen'ger Tage kurzer Frist bedürf' es,
Rasch in Paris das Nöthige zu ordnen
Und heimzukehren auf der Liebe Flügeln,
Sein Wort zu lösen und mich — großer Gott!
Sollt' ich's nicht glauben dürfen, was er mir
In jener Stunde unter glüh'nden Küssen —
Weh mir — sollt' ich's bezweifeln dürfen? Nein
Ich glaub an ihn! Und wenn nicht Krankheit, Tod,
Verlust der Freiheit, eine höh're Macht
Ihn fesselte, wie könnt' er zaudern, zaudern,
Zwei Monde zaudern und kein einz'ges Wort,
Nicht ein armsel'ges Wort mir senden, daß er
Der Braut gedenkt und seiner Ehr' und Pflicht.
Von Tag zu Tag, nach bang durchwachten Nächten
Ließ ich durch Eures Trost's gleichförmig Lied
Mein Herz einlullen, wie ein krankes Kind,
Und harrte, zählte nicht nach Stunden mehr,
Nach Tagen, Wochen — und umsonst, umsonst!
Da gingst auch Du, mein einz'ger Freund!

Raphael.

Mich zog
Ein heil'ger Eid her, eine theure Pflicht.

Lambertine.

Gibt's eine Pflicht, die theurer als die Treue?
Gibt's einen Eid, der heil'ger als die Liebe!
Auf meinen Knieen fleht' ich, nach Paris
Mich mitzunehmen — und wir sind am Ziel.
Habt Ihr den Weg gestattet und am Ziel
Wollt Ihr mich hemmen? Klarheit will ich haben!
Ist Suleau todt, so muß ich, seine Wittwe,
Ihm nach in's Grab. Und lebt er — und vergaß mich —
Dann — ja was dann? In bodenlose Tiefen
Sinkt der Gedanke unter. Großer Gott!
(Sinkt auf den Brunnenrand.)
(Windstoß schwächer.)

d'André.

Kind! Lambertine! Gott, sie hört mich nicht,
Da liegt sie wie ein Stein auf feuchten Steinen.
Willst Du in dieser grauenvollen Stadt,
Bei deren Anblick mir das Herz erstarrt,
In dunkler Nacht auf offner Straße liegen?
Hat dich die zügellose Leidenschaft
So ganz der Tochter und dem Weib entfremdet,
Daß Du des Vaters Stimme nicht mehr kennst,
Nicht mehr der Jungfrau Sitte?

Lambertine (schaudernd).

Wehe mir!
Verlaßt mich, geht!

d'André (heftig).

Bei Gott! ich lasse Dich.

Lambertine (auf das Haus eilend, die Pfosten umklammernd).

Ich kann nicht fort, bis ich von Suleau weiß.

Raphael.

Hört, Lambertine, bot ich Euch die Hand,
Euch nach Paris zu führen, wohlbewußt,
Welch stürmisch Meer des schwachen Seglers harre,
Erschwert nicht dem Piloten noch die Fahrt,
Vertraut Euch seiner Hand und laßt Euch leiten.
Nicht weit von hier wohnt mir ein treuer Freund,
Der Suleau kennt; ich eil' ihn zu befragen,
Und bring' Euch sich're Botschaft, doch versprecht mir,
Daß Ihr in Fassung sie erwarten wollt!

Lambertine
(ihn gerührt anblickend).

Du Guter! der Du jede Müh und Plage
Mit einem milden Wort vergiltst, hab Dank!
Ja Du hast Mitleid — und doch siehst Du nur
Den sturmbewegten Spiegel meiner Seele,
(schaudernd) O sähst Du auf den Grund!

Raphael (abwehrend, mild).

Ihn sieht nur Gott
Und heilig muß er seinem Priester sein.

d'André (rasch).

Schweig, Unbesonnener! dies ist Paris,
Das für den treuergebnen Priester Gottes
Das blut'ge Richtbeil schleift!

Raphael (ruhig).

Wir sind allein,
Still ist die Nacht, der Sturm der Elemente

Hat sich gelegt, (zu Lambertine) laßt Eures Herzens Sturm
Sich auch besänftigen, bald kehr' ich wieder.
(Ab durch die Straße links.)
(Der Mond tritt aus den Wolken.)

Zweiter Auftritt.

d'André. Lambertine.

d'André (milder).
So komm, laß uns zu Haus der Botschaft warten,
Komm!
(Er führt sie fort, sie folgt, das Gesicht nach dem Hause gewandt.)

Lambertine (sich losreißend).
Dort am Fenster huscht ein Schatten, Suleau!

d'André (umkehrend).
Du folgst nicht? Deines Vaters Mahnungsruf
Verhallt in Deinem Ohr, in Deinem Herzen,
Und machtlos seh ich Dich, unselig Kind,
Bethörten Sinnes in den Abgrund stürzen.
O Lambertine, bist Du denn mein Kind,
Der früh verlornen Mutter süßes Abbild,
Der lichte Stern in meines Lebens Nacht,
Der meinen Herbst zum Frühling einst verklärte
Und jetzt so ganz verwandelt, daß Du mich,
Die Welt und Gott vergessen kannst um Einen,
Der kaum gekannt, ein Fremdling zu uns trat
Und wie ein Dieb mir Dich, mein Alles stahl.
O Fluch der Stunde, wo an Brissots Seite
Er unser friedliches Asyl betrat,
Und Fluch dem lockenden Sirenensang,
Mit dem er in den Abgrund Dich gezogen!

Lambertine.
Fluch' nicht der Stunde, Vater, nicht dem Mann,
Der wie ein himmlisch Meteor erschien
In unsr'es Lebens dämmertrüber Nacht;
Gedenk' der Tage, als der Völkerfrühling
Mit stürm'schem Brausen über Frankreich zog
Und Millionen Herzen jubeltrunken
Die Freiheit grüßten, Frankreichs junge Braut.
Da klangen Suleau's Brautgesänge, laut
Durch alle Seelen bebend, wie das Lied
Rouget de Lisle's, die Hochzeitshymne Frankreichs!
Und als er selbst an Brissots Hand erschien
An unserm Herde, mit beredtem Mund
Den ganzen Blüthenreichthum seines Geistes
Wie einen Frühling auf uns niedergoß,
Schlug nicht **Dein** Herz mit jugendlichen Pulsen?
Verwandelt warst auch Du; die Bande fielen,
Die Mensch von Menschen frech getrennt, ein Geist,
Der heil'ge Geist der gottentstammten Liebe,
In tausend Flammen zuckend, glühend, leuchtend,
Entsiegelte den Blick und taumelnd fiel
Der Bruder in die Arme seines Bruders!
(Gesteigert.)
Ich aber sah den göttlichen Gedanken
Verkörpert in dem schönsten Menschenbild,
Den Heiland sah ich, der den Himmel bot
Und was mein Herz an trunkner Wonne faßte,
Warf ich zu des Geliebten Füßen hin,
Frankreich, die Welt, die Freiheit war vergessen,
Suleau mein Bräutigam, mein Gott, mein Alles!

d'André.
Das ist der Mutter südlich heißes Blut,
Das jeden Funken Dir zur Flamme facht.
Wohl haben wir den leuchtenden Vulkan
Von fern bestaunt in seiner Größe Pracht,
Doch in der Nähe — hier an diesem Ort —
Hat er die eckle Schlacke nur gezeigt!
Wo waren Deine Augen, als ich schaudernd
Das Weichbild der unsel'gen Stadt betrat
Und in den Abgrund dieses Kraters blickte,
Der scheußlich wühlend Koth und Feuer speit!
Des Staats, der Menschheit Bande sind gelöst,
Der Hunger bricht sie und die Raserei,
Und gier'ger Blutdurst jagt wie wilde Thiere
Entmenschte Wesen zähnefletschend auf!
Sahst Du die Weiber, die entsetzlichen,
Die in der Vorstadt, vor dem Fleischerladen,
Wölfinnen gleich, sich um die Beute rissen
Und mit dem blut'gen Lappen in der Hand,
Den nackten Säugling schwingend über'm Haupt,
Mit heis'rer Stimme: Freiheit, Gleichheit! schrieen
Wie rasende Mänaden! Sahst Du sie,
Die Männer mit zerrauftem Haar und nackter
Blutrünst'ger Brust, die ihrer Werkstatt Eisen
Als Waffen schwangen und ein schamlos Lied
Als Hymne der entweihten Freiheit brüllten!
Das ist das Heer, das Marats giftige Geißel
Aus seines Schlupflochs Moder aufgepeitscht,
Das heute noch vom Blut des Fleischers trieft,
Und morgen nach dem Blut des Henkers lechzt,
Das rasend uns'res Königs heilig Haupt,
Den Adel — mich — den Priester, deinen Freund,
Die **Unschuld** — Dich mit Mörderhänden faßt!

Lambertine
(zuckt zusammen und verhüllt sich).

d'André.
Und dahin führst Du mich! noch ist es Zeit,
Bethörtes Kind, in dieser letzten Stunde
Hör' Deines Vaters Ruf! Laß uns zurück!

Lambertine (dumpf).
Ja, Du hast Recht; ich bin ein sündhaft Kind,
Daß ich Dein heilig Haupt an meines feßle,
Das nicht — des Namens werth, den Du ihm gibst.

(Nahe herantretend.)
Das sag ich Dir, damit Du mich verwirfst,
Wie ich's um Dich verdient. Er aber, nein,
Er darf mich nicht verwerfen, er allein
Muß mir den Namen geben, der mir ziemt.
Und darum — laß mich, lüge Deinem Herzen
Den Trost, daß Dir der Tod Dein Kind geraubt,
Kehr' heim und wein' um mich — ich bleibe hier.
Denn auf die Hostie hab ich's geschworen:
Als Suleau's Gattin kehr' ich heim, sonst nie!
Ha, Raphael!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Raphael von links.

Lambertine (ihm entgegen).
Was ist mit Suleau?

Raphael (bewegt).
Still!
Sprecht nicht den Namen laut.

Lambertine.
Er lebt?

Raphael.
Er lebt!

Lambertine.
Und wo, wo find' ich ihn?

Raphael.
Ich weiß es nicht,
Und wüßte man's, so wär's um ihn gescheh'n!

Lambertine.
Allmächt'ger! sprich.

Raphael.
Nicht hier. Hört Ihr das Brausen
Verworr'ner Stimmen, dort in jener Straße?
Die Menge sammelt sich, wälzt sich heran,
Die Fäuste ballend, suchen sie —

Lambertine.
Suleau!
So ist er hier? Was wollen sie von ihm?

Raphael.
Man klagt ihn an geheimen Einvernehmens
Mit König Ludwig, mit den Tuillerien.

Lambertine.
Sie rasen! Suleau! Frankreichs Freiheitssänger?
Den Freund der Girondins, Brissots, Dantons!
Wer klagt ihn an?

Raphael.
Seit jenem Junitag,
Als in das Königsschloß der Pöbel drang,
Soll er — so schüret Camille Desmoulins,
So geifert Marat, der ihn Apostat,
Verräther an des Volkes Sache nennt,
In seinem „Volksfreund", bei den Jacobinern,
Im Club der Cordeliers mit wilden Flüchen
Nach seinem Blut schreit —

Lambertine.
Gott!

Raphael.
Des Pöbels Wuth
Hat Suleau sich entzogen durch die Flucht,
Doch Marats Tigerblick hat ausgespürt,
Daß er in seinem Hause sich verbirgt,
Und Würgerbanden zieh'n heran, Legendre,
Der blut'ge Fleischer, Rocher, St. Huruge,
Théroigne, die entweihte Furie,
Sie schreien Rache, Blut, Vernichtung!
(Getümmel in der Straße links.)
Horch,
Wie wilde Brandung rauscht es schon heran,
Im nächsten Augenblicke sind sie hier,
Entflieh', es gilt Dein Leben!

d'André.
Ahnt' ich's doch!

Lambertine.
Wer spricht von meinem Leben? Seines gilt's,
Mich führte Gott hieher; mit ihm zu sterben.

d'André (faßt sie).
Laß uns sie mit Gewalt —

Lambertine.
Wer rührt mich an?
Zu Hilfe! Bürger!

d'André (sie fortstoßend).
So fahr' hin, Verlor'ne!

(Er geht ab, durch die Straße rechts, Raphael fortziehend; auf Lambertinens Ruf haben sich Fenster geöffnet, aus den Hausthüren und durch die Straße rechts treten Einzelne, durch die Straße links wälzt sich das Volk in den von André oben beschriebenen Anzügen. Männer mit Spießen und Hämmern, Weiber, Sansculotten, Amazonen, unter ihnen Legendre, Rocher, St. Huruge, Théroigne mit phrygischer Mütze, Einzelne tragen Fackeln, die Scene ist hell.)

Vierter Auftritt.

Lambertine, Legendre, Rocher, St. Huruge, Théroigne, Volk.

Volk.
Wo ist sein Haus?

Andre.
Dort, dort am Eck!

Legendre.
Die Höhle,
Die den Verräther birgt!

Volk.
Heraus mit ihm!
Er soll uns Rede steh'n.

Théroigne.
Was? Rede steh'n?
Wenn Marat spricht, wer zweifelt?

Volk.

Keiner, Keiner!
Er ist ein Apostat, ein Volksverräther!

Rocher.

Er hält's mit Ludwig, mit dem dicken Veto,
Mit Braunschweig, mit der Oesterreicherin!

Volk.

Erbrecht die Thür!

St. Huruge.

Führt ihn vor den Convent,
Die Guillotine für den Hochverräther.
(Bewegung).

Lambertine (vor der Thür).

Zurück! Was wollt Ihr hier?

Volk.

Wir wollen Suleau!

Lambertine.

Den Dichter Suleau?

Volk.

Den Verräther Suleau!

Lambertine.

Wer wagt's, ihn so zu nennen?

Legendre.

Desmoulins,
Marat, der Volksfreund, ich und wir!

Volk.

Wir Alle!

Théroigne.

Und ich, Théroigne. Kennst Du mich? Ich sah's,
Als wir am zwanzigsten die Höhle stürmten,
Wo Capet und die Oesterreicherin
Das Volk verrathen — Rocher, Du bist Zeuge,
Und St. Huruge, auch Du! Als wir marschirten,
Das brave Faubourg St. Antoine — wie sprangen
Der Tuillerien Gitter vor uns auf,
Wie einst die der Bastille, ça ira!
Suleau zog mit in den Tyrannenbau,
Verlog'ne Freiheitslieder singend.

St. Huruge.

Ja!
Die Pestilenz in seine falsche Kehle!

Théroigne.

Da, hört, ich weiß den Augenblick genau,
Wo er zum Judas ward!

Alle.

Hört!
(Sie schaaren sich um Théroigne, Lambertine lauscht.)

Théroigne.

Ihr Andern stürmtet
Den Rathsaal, wo das dicke Veto stammelnd
Euch Rede stand, ich aber, ich und der, (auf Rocher)
Wir drangen in das Oeil de Boeuf, um sie,
Die Quelle alles Unheils aufzufinden,
Die Oesterreicherin. Suleau mit uns.
In eine Fensternische eingeklammert,
Da stand sie, einer Wölfin gleich, die Jungen
Mit beiden Händen fassend, die Lamballes,
Die blonde Tourzel, wie zwei blöde Schafe
An ihre Knie geschmiegt. Ich drängte vor
Und stülpte meine rothe Freiheitsmütze
Auf's Haupt des Knaben, Deinen Spieß, Rocher,
Ablenkend rief ich, dies sei Deine Krone,
Wenn Du das echte Kind von Frankreich bist!
War's so?

Rocher.

So war's!

Théroigne.

Doch er, Suleau, er stand,
Als hätt' ein Zauber ihn in Stein verwandelt,
Die Augen glotzten auf die Königin
Und auf die blonde Tourzel starr und blöde.
„Nun rede, Dichter!" rief ich, „handle, Mann!"
Und er —

Volk.

Und er?

Théroigne.

Eilt auf den Knaben zu,
Und wie ein unterwürfiger Lakai
Nimmt er die rothe Mütze ihm vom Kopf
Und mit verzückten Blicken, Worte stammelnd,
Geheimnißvolle, die ich nicht verstand,
Drängt er mit beiden Armen uns zurück —

Legendre.

Ihr wichet? Du Rocher?

Rocher.

Ich mußte wohl,
Da Péthion, der Maire, vom Stuhl herab
Uns zurief: Bürger, Bürgerinnen! endet
Den Tag so würdevoll, als er begann,
Im Namen des Gesetzes, folgt mir!

Théroigne.

Ja!
Seit damals ward Suleau nicht mehr geseh'n
Bei seinen Freunden; mit des Blickes Köder
Hat ihn die Königin, wohl gar die blonde
Tourzel zum Renegat gemacht. Bei Nacht
Soll er sich in die Tuillerien schleichen,
Marat beschwört's.

Volk.

Hört Ihr, Marat beschwört's!

Legendre.

Heraus mit ihm aus seiner Mausefalle!

St. Huruge.

Schleppt ihn zum Club der Jacobiner!

Théroigne.

Nein,
Zeigt, daß Ihr mündig seid, dem Ueberläufer
Schießt man die Kugel in die freche Stirn.

Volk.

Erstürmt das Thor, heraus mit dem Verräther!
Reißt ihn in Stücke!

Lambertine (die bei der Erzählung gespannt und betroffen gelauscht, mit abwehrenden Armen).

Bürger! Bürgerinnen!

Théroigne.

Zurück! wer bist Du?

Lambertine.

Ich bin Suleau's Weib.

Théroigne.

Was willst Du?

Lambertine.

Nicht zu Dir, zu Frankreichs Frauen,
Die noch ein Herz im Busen tragen, red' ich.
(Da die Weiber drohend abwehren, auf Legendre zueilend.)
Zu Dir, Du bist ein Mann!

Legendre (geschmeichelt).

Was willst Du? Sprich!

Théroigne.

Vorwärts!

Legendre.

Zurück!

Volk.

Hört sie!

Andre.

Nein, hört sie nicht!

Legendre (wild).

Wer commandirt hier, wenn Legendre spricht?

Théroigne (höhnisch).

Er weicht vor des Verräthers Weib!

Lambertine.

Ich bin's!
Doch wär' er, was Du sagst, hätt' er sein Volk
Um einen buhlerischen Blick verkauft,
So gäb' ich selber ihn zuerst Euch preis!

Legendre.

Ein prächtig' Weib, wer bist Du?

Lambertine.

Frankreichs Tochter!

Legendre.

So setzt ihr Frankreichs Ehrenmütze auf!
(Nimmt die rothe Mütze von Théroigne's Kopf.)

Lambertine (für sich).

Von diesem Haupt? Mich überrieselt Schauder.

Théroigne.

Sie zögert!

Lambertine.

Gebt!

Legendre.

Sprich!

Lambertine.

Bürger! Bürgerinnen!
Ihr greift, wie Schergen, den, den man verklagt,
In dunkler Nacht, ohn' Urtheil und Verhör,
Ist das die That des freien Volkes?

Legendre.

Hm.

Lambertine.

Tagt dort nicht die Nation? Die Assemblée
Hat off'nes Thor für ihres Volkes Klagen,
Ist es nicht so, Legendre?

Legendre.

Ja, so ist's!

Lambertine.

Gewalt zu brauchen
Geziemt der Tyrannei; sie kann am Marsfeld
Unschuld'ge Männer, Weiber, Kinder morden,
Ihr aber höret erst, eh' Ihr verdammt.

Théroigne.

Suleau verrieth uns an die Tuillerien!

Lambertine.

Wer sagt das?

Volk.

Marat!

Lambertine.

Marat klagt ihn an?

Volk.

Der Volksfreund!

Lambertine.

Marat ist der Freund des Volks,
Ich glaub' es gern, doch Marat ist ein Fremder,
Ein Schweizer; kennt Ihr selbst nicht Eure Freunde?
Suleau, ist er ein Kind nicht von Paris?
Ob er des Volkes Freund, was fragt Ihr Marat,
Fragt seine Lieder, die Ihr selbst gesungen,
Als die Bastille sank, die Zwingburg Frankreichs
Als Marat sich verkroch, wer führte Euch?
Suleau! Wer sang der Freiheit Brautgesang?
Suleau! Kennt Ihr nicht mehr sein Lied der Lieder:
„Für's Vaterland, für's theuere, zu sterben,
Das heißt ein neidenswerthes Loos erwerben."

Legendre. Volk.

Ja, das ist Suleau's Lied.

Lambertine.

Und Marat sagt,
Daß er versteckt, daß er entflohen sei?
Ihr seid getäuscht! An Brissot's Seite zog
Er durch die Lande, für die Freiheit werbend,
Ein glühender Apostel Eures Rechts,
Bis an den Rheinstrom, bis an Flanderns Grenze.
Dort fand er mich, in Méricourt, dort warf
Mein Herz sich an das Herz des Freiheitshelden
Und heut' erst folgt' ich ihm.

Théroigne.

So ist er hier?

Volk.

Wo weilt er?

Lambertine.

Suchet ihn an Brissot's Seite
Bei Barbaroux, bei Guadet, Vergniand,
Sind das Verräther?

Legendre.

Brissot! Vergniand!

Volk.

Es lebe Barbaroux! Es lebe Brissot!

Lambertine.

Dort sucht Suleau! Den Freund!

Volk.

Es lebe Suleau!

Théroigne.

Laßt seh'n, ob sie die Wahrheit spricht!
(Will gegen das Haus, Stimmen im Hintergrund rechts, ferne Glocken.)

Santerre!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Santerre in Uniform. Begleiter.

Volk.

Santerre! Santerre!
(Umringen ihn.)

Santerre.

Wo ist Legendre?

Legendre.

Hier!

Volk.

Hoch! Hoch Santerre!

Santerre.

Was, Bürger, sucht Ihr hier?
Auf! die Marseiller kommen, 20,000,
Das ganze Faubourg St. Antoine marschirt,
Sie bei der Sternbarriere zu empfangen.
Hört Ihr den Gruß von Notre Dame, brecht auf!
(Wendet sich nach links.)

Volk.

Hoch die Marseiller! Hoch!
(folgen.)

Lambertine (aufathmend).

Er ist gerettet!

Théroigne (die Mütze nehmend).

Du nennst mich herzlos! Gib auf Deines Acht!

Legendre.

Weib, Du gefällst mir! Wenn Du je mich brauchst,
Legendre heiß' ich und bin leicht zu finden.
(Alle ab durch die Straße links.)

Sechster Auftritt.

Lambertine (den Abziehenden gespannt nachblickend).

Sie zieh'n dahin, er ist befreit — durch mich.
Wer leiht mir Flügel, daß ich's ihm verkünde!
Vergessen Alles — wie — er birgt sich hier —
Was ich Verleumdung nannte — wär' es wahr?
Darf ich an meine eig'ne Lüge glauben?
Wenn er um jene blondgelockte Schöne,
— Wie nannte sie das wuthberauschte Weib?
Tourzel, Tourzel? Die Tochter der Marquise,
Die man als Frankreichs schönste Perle preist,
Wenn er um einen Zauberblick von ihr
Sein Volk verrathen hätte — wie? Und mich,
Sein Weib! Wie ist mir denn? Was dringt in's Herz mir
Bei dem Gedanken, wie ein blut'ger Dolch!
(Wild.)
Ich muß ihn seh'n, Gewißheit will ich haben,
Und müßt' ich mit den Händen dieses Thor
Aus seinen Angeln heben! Ha, wer späht
Am Fenster dort?

(Pause.)

Jetzt klingt's wie Tritte — näher
Und näher — ha — jetzt öffnet sich das Thor
Ein Mann, im Mantel tief verhüllt, er ist's,
Suleau!
(Fliegt auf ihn zu.)

Siebenter Auftritt.

Lambertine. Suleau.

Suleau (wie versteinert).

Wer — Lambertine! Du.

Lambertine (liebevoll).

Ich bin's.

Suleau.

Du hier
Und jetzt — Was führt Dich her?

Lambertine (wie oben).

Du fragst?
Der Himmel führt mich her, Dich zu erretten!
Du bist's. Der Würger Schaar hab' ich entfernt —

Suleau.

Du, Lambertine! (verwirrt) Großer Gott!

Lambertine (freudig).

So ist's!
Und was mein Herz seit langen bangen Wochen
Zu fragen aufgespart, es ist vergessen,
Seit ich Dich sehe, Dich gerettet weiß.
Sie schuldigten Dich an — doch nichts davon,
Der nächste Augenblick kann Dich gefährden.
Komm — laß uns fort, verlaß den Schreckensort —,
Nach Méricourt laß uns — wohin Du willst,
An jeden Ort, wo jene blut'gen Hände
Dein theures Haupt nicht fassen können, komm!

Es bebt mein Herz, o sieh, vor Angst, vor Wonne,
Ich habe Dich, ich lasse Dich nicht mehr!
Wie zögerst Du — und hörtest ihr Geheul,
Den Sturm, den nur ein Wunder fesselte!
Du windest Dich aus meinen Armen los?
Suleau! wie faß' ich das?

Suleau.

Du kannst's nicht fassen,
Und doch — ich muß!

Lambertine.

Was?

Suleau.

Laß mich! Frag' mich nicht!

Lambertine.

Dich lassen — Dich! Du wendest Dich von mir?
Du folgst mir nicht, Suleau!

Suleau.

Ich darf, ich kann nicht!

Lambertine (starr).

Du darfst nicht? Mir nicht folgen? Träum' ich denn?
Wie, oder Du? Suleau! Du kennst mich nicht,
Mich, Lambertine, Deine Braut, Dein Weib!

Suleau.

O, woran mahnst Du mich!

Lambertine.

Muß ich Dich mahnen?
Hast Du's vergessen, was Du mir gelobt,
Nach wen'ger Tage Frist mich heimzuführen.
Nach wen'gen Tagen! Wochen, Monden floh'n,
Du hielt'st nicht Wort; Verzweiflung trieb mich her,
Die Heimath gab ich auf, von allen Banden
Riß ich mich los, Paris und seinen Gräul'n
Bot ich mich wehrlos bar, blutgier'ger Meute,
Die mir der Furie Mütze auf das Haupt
Gedrückt — ich hielt ihr Stand, um Dich — um Dich!
Und nun, da ich Dich finde, mich an Dich
Wie die Ertrinkende aufathmend klamm're,
Drängst Du mich fort — nein, nein, ein Gaukelbild,
Ein Fieberwahn bethört Dich, sieh' mich an,
Ich bin es, Lambertine!

Suleau.

Unglücksel'ge!
Mahn' mich nicht jetzt, nicht jetzt in dieser Stunde,
Sie ist nicht mein mehr, ein Geheimniß schließt
Die Lippen mir und eine heil'ge Pflicht
Ruft mich hinweg, an der Secunde Flucht
Hängt Wohl und Wehe —

Lambertine (scharf).

Wessen?

Suleau.

Frag' mich nicht.

Lambertine (tonlos).

Ein Wort, Suleau! Du sprichst von heil'ger Pflicht,
Von Wohl und Wehe — und das gilt nicht mir?
Suleau — Du liebst mich nicht mehr?

Suleau.

Frag' mich nicht!
Ich selbst, mein Herz, mein Leben sind nicht mein mehr.

Lambertine (groß).

Wohl wahr, denn sie sind mein, Du gabst sie mir,
Und weißt Du auch, was ich dagegen gab?
Mein Herz — nichts mehr davon! — doch — meine Ehre!
In jenem letzten Kuß, der uns vermählt,
Ward ich Dein Weib! Du hast das Band gelöst,
Das mich an die Vergangenheit geknüpft,
Nichts hab' ich mehr — als Dich — Suleau!
Du weisest
Mich von Dir?

Suleau (verzweifelt).

Jetzt? — Ich muß!

Lambertine (verächtlich).

Du bist ein Feigling!

(Geht hinüber.)

Suleau.

Das bin ich nicht. Die Sendung, die mich ruft,
Verlangt der Opfer höchstes, grenzenloses!

Lambertine (ihn fixirend höhnisch.)

Du opferst? Dich?

Suleau (verwirrt).

Ich thue, was ich muß
Das Unbegreifliche, einst wirst Du's fassen!
(Leidenschaftlich.)
Doch trittst Du hemmend jetzt mir in den Weg,
So muß ich grausam (sich fassend) und das will ich nicht.

Lambertine (höhnisch).

Haha! das willst Du nicht.

Suleau.

Besinne Dich!
Kehr heim zu Deinem Vater.

Lambertine (dumpf).

Er verstieß mich.

Suleau.

Nach Méricourt!

Lambertine.

Nie! oder als Dein Weib.
Ich fordre nicht Dein Herz mehr — hörst Du wohl? —
Nur Deine Hand — doch beim lebend'gen Gott!
Ich lasse Dich nicht mehr!

Suleau (wild).
Du mußt mich lassen,
Mich ruft ein unaufhaltsames Geschick.

Lambertine.
Wohin? Verstummst Du? (lauernd) In die Tuilerien?

Suleau (entsetzt).
Was sagst Du!

Lambertine (laut).
In die Tuilerien! Traf's?
Verräther, hab' ich Dich!

Suleau.
Ob Du verstummst!

Lambertine.
Nein! schreien will ich's, bis sie wiederkehren,
Die Dich gesucht, vor denen meine Lüge
Dich rettete; ich will sie widerrufen!
Abtrünn'ger! das ist Deine heil'ge Sendung?
Bei Nacht verkappt in's Königsschloß zu schleichen?
Lockt Dich die blonde Buhlerin Tourzel?

Suleau.
Du bist von Sinnen, laß mich!

Lambertine.
Nein, Verräther
An Deinem Volk und mir — ich laß Dich nicht!
Herbei! herbei! (faßt seinen Mantel.)

Suleau.
Wahnwitzige! Hinweg!
(Er schleudert sie fort und entflieht nach links. Lambertine sinkt wie zerschmettert an dem Brunnen zusammen.)

(Pause.)

Achter Auftritt.

Lambertine, Raphael durch die Straße rechts.

Raphael.
Ob auch der strenge Vater sie verstößt,
Ich kann die Aermste nicht der Einsamkeit
Und fremder Willkür hilflos überlassen.
Wo find' ich sie? Wo weilt sie? Lambertine!
O welche Saite klingt in meinem Herzen
Bei diesem Namen! Selbst die heil'ge Weihe
Löscht nicht der Kindheit gold'ne Träume aus!
Wer sagt mir — ha! dort an dem Brunnenrand
Ein menschlich Wesen leblos hingekauert!
Es regt sich — Lambertine! Heil'ger Gott!
Sie starrt mich an, sie kennt mich nicht, ich bin's,
Bin Raphael — o sprich, was ist gescheh'n!
Du schweigst — Ein Wort nur —

Lambertine (starr).
Gibt's ein Wort auf Erden,
Das dieses Frevels ganzes Maß umfaßt?
Undank? — Als hätt' ich Dank gesucht? Verachtung!
Wie man den Wurm, den ekeln, von sich schleudert,
Ein schnöder Fußtritt auf ein zuckend Herz!
Oh!

Raphael.
Lambertine, laß mich Dich beschwören,
Erheb' Dich über Deinen Schmerz. Gott trifft
Kein Herz so schwer, daß es nicht heilen könnte,
Wenn es in seinem Schooß die Heilung sucht.
Vertrau' Dich mir! steh auf, komm mit!

Lambertine (welche die Hände um die Knie geschlungen, starr sitzen bleibt).
Wohin?

Raphael (zurücktretend).
Wohin? (für sich) Allmächtiger! ich weiß es nicht.
Ihr Vater grollt, will nie sie wieder seh'n,
Ich selbst — mich ruft mein Wort zu meinem König
In dieser Nacht. Ist für die Aermste denn
Kein Zufluchtsort?

Lambertine.
Ich weiß wohin ich muß,
Für mich ist ein Asyl nur noch — die Seine!

Raphael (springt auf).
Halt ein! Gott, Du erleuchtest mich! Ich führe
Sie zu der edlen Dame von Tourzel,
Sie wird sie schützen, bis ich selbst es kann.
Komm, Lambertine, folge mir —

Lambertine (abwehrend).
Wohin?

Raphael.
Vernimm der Seele heiligstes Geheimniß:
Mich ruft die Pflicht in dieser Nacht noch in
Die Tuilerien.

Lambertine (aufzuckend).
In die Tuilerien!
Das ist sein Weg, das muß der meine sein.

Raphael.
Du harrest dort, bei einer edlen Dame,
Der Frau Marquise von Tourzel.

Lambertine (aufjubelnd).
Tourzel!
(für sich) Ein Strahl der Hoffnung — nein, ein Rachestrahl!
Raphael, Bruder, Retter, Himmelsbote,
Du führst mich hin?

Raphael.
In Gottes Namen! Ja!

(Der Vorhang fällt rasch.)

Dritter Aufzug.

Vorhalle im Carroussel. Im Hintergrund führt eine Rampe mit Stiegen zu beiden Seiten in den Sitzungssaal der Assemblée. Rechts Eingangsthür von 2 Huissiers bewacht, links Thür zum Gang der Tribünen. Rechts (Mittelgrund) die Statue der Freiheit, links die der Gerechtigkeit; Tag, Oberlicht.

Erster Auftritt.

Die Huissiers, Volk an der Eingangsthür, darunter Rocher, St. Hurugc und Théroigne.

Huissier.

Zurück, im Namen der Nation!

Volk.

Vorwärts!

Im Namen der Nation!

(Dringen ein.)

Rocher.

Wer wehrt dem Volk

Die Thür zur Assemblée?

Huissier.

Die Vorschrift, Bürger!

Der Saal ist voll, auf den Tribünen preßt sich

Das freie Volk wie Häringe in Tonnen.

Rocher.

Tribüne! Schaf! Wir sind Petitionäre!

Volk.

Wir sind Petitionäre! Vor die Schranken!

(Drängen vor.)

Huissier (zum andern).

Petitionäre? Simon! (pfiffig) Pethionäre,

Die hat Pethion, der Maire, uns losgelassen,

Gestern 600 Stück und heut', Gott weiß —

— Pardon! der Teufel weiß, wie viel.

St. Hurugc (fanatisch gegen den Hintergrund weisend),

Macht auf!

Volk.

Die Thüren, reißt sie auf!

Théroigne.

Wir wollen wissen,

Ob wir marschiren sollen!

Rocher.

Seit heut Nacht

Campirt mein Viertel auf den Straßen.

St. Hurugc.

Die

Marseiller lagern bei den Cordeliers;

Wenn nicht die Assemblée die Losung gibt,

Marschiren wir auf eigne Faust.

Théroigne.

Hinein!

Wozu das Schwätzen und das Debattiren?

Ihr habt gehört, was bei den Jacobinern

Marat enthüllt!

Ein Theil des Volkes.

Was hat Marat enthüllt?

St. Hurugc.

Was Danton proclamirt!

Volk.

Was sagt Danton?

Théroigne.

Man schmiedet ein Complot, den Landesfeind

Hat uns die Oesterreicherin gerufen,

Entfliehen will sie, unser Heer bestechen,

Und Lafayette, der Schuft, mit ihr verschworen,

Gibt uns're Grenzen preis!

St. Hurugc und Volk.

Die Guillotine

Für Lafayette und für das Weib Capet!

Auf, weckt die Assemblée aus ihrem Schlaf,

Paris muß Frankreich retten! Zu den Waffen!

(Applaus und Rufe im Saal und vor den Tribünen.)

Rocher.

Horch, was ist das? Von Beifall dröhnt das Haus

Wem gilt der Jubel?

(Sie drängen gegen die Estrade, durch die Mittelthür, die von innen durch einen schweren Vorhang geschlossen ist, treten Santerre und Legendre.)

Zweiter Auftritt.

Vorige, Santerre, Legendre.

Rocher.

Ha, Santerre, Legendre!

Volk.

Santerre! Der Bürgerkönig, hoch Santerre!

Rocher.

Der unsern Durst aus seinen Fässern stillt!

St. Hurugc.

Still' unsern Durst nach Rache!

Volk.

Hoch Santerre!

Santerre (herabkommend).

Ich dank' Euch, wack're Kinder von Paris!

Euch soll geholfen werden.

Volk.

Hoch Santerre!

Santerre.

Die Zeit ist nahe!

Legendre.

Nein, die Zeit ist da!

„Schlagt los, die Zeit ist reif!“ rief sie uns zu,

Das Heldenweib,

Volk.

Wer, wer?

Legendre.

Das Weib Suleau!

Théroigne.

Das Weib Suleau?

Legendre.

Sie hat ihr Wort gehalten:
„Wenn er sein Volk verräth, bin ich die Erste,
Die ihn Euch preisgibt." Und sie hat's gethan!
Hört Ihr's, ihr galt der Jubel der Nation!

Théroigne.

Suleau? Was ist mit ihm?

Santerre.

Er ist der Buhle
Der Oesterreicherin, sie haben ein
Complot zur Flucht und Rache angezettelt!

Volk.

Tod den Verräthern!

St. Huruge.

Ha, das war's, was Marat
Uns bei den Jacobinern heut' enthüllt'.
Das Heer hat Lafayette dem Feind verkauft,
Mit Artois und mit Coblenz sich verbündet,
Schon in der Nähe steh'n sie, bei Compiègne,
Vor Nacht noch sind sie in Paris und metzeln
Das Volk, das Weib Capet hat es geschworen,
Gleich Medici ein Blutbad anzurichten,
Das St. Barthélemie zu Schanden macht.

Legendre.

Zu Schanden ward sie selbst, ein neues Mädchen
Von Orleans ist Frankreich auferstanden,
Das Weib Suleau ist unsre Retterin.
Als Zeuge stand sie vor der Assemblée,
Im Namen der Nation zur Rache rufend
Ge'n Treubruch und Verrath; wer sie geseh'n,
Dem fuhr die Hand von selber nach den Waffen.
Holt sie, tragt auf den Schultern sie voran,
Zum Pantheon!

St. Huruge.

Was Pantheon? Jetzt zeigt
Der Weiser Frankreichs auf die Tuilerien,
Formt Eure Bataillone, auf zum Kampf!
Santerre, zu Pferd!

Santerre.

Von der Versammlung fordr' ich
Die Vollmacht und im Namen der Verfassung
Soll sie das Volk bewaffnen wider Eidbruch
Und Tyrannei!

Volk.

Hoch die Verfassung
Und nieder mit der Tyrannei!

Santerre.

Brissot,
Der Präsident muß jeden Augenblick —

St. Huruge.

Was soll Brissot, der Schwätzer der Gironde?
Ruft Robespierre, das ist der Mann der That!

Rocher.

Sprengt diese Thür, daß die Nation uns höre!

Santerre.

Zwingt die Versammlung, daß sie anerkenne,
Das Vaterland sei in Gefahr!

St. Huruge.

So sei's!
Wie Rom vor diesem Wort zum Heere ward,
So wird's Paris!

Volk.

Auf, reißt die Thüren auf!

(St. Huruge und Volk stürzen über die Estrade hinauf, die Mittelthür öffnet sich, heraus tritt Robespierre; er trägt ein elegantes Kleid, ein Rosenbouquet in der Hand.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Robespierre.

St. Huruge (zurückfahrend).

Ha, Robespierre!

Volk.

Es lebe Robespierre!

Robespierre (auf der Estrade).

Bürger, was soll der Lärm? Was stört ihr die
Berathung der Nation, im Augenblicke,
Da sie die Wage hält, die Frankreichs Schicksal
Entscheiden soll?

Santerre.

Sein Schicksal ist entschieden.

Legendre.

Ihr habt gehört, was jenes Weib enthüllt.

Rocher.

Was uns Danton und Marat offenbart,
Wir sind verrathen!

Volk.

An den Landesfeind,
Zum Kampf!

Robespierre (süß).

Hört, Bürger!

St. Huruge (von oben).

Höret Robespierre!

Volk.

Nein, hört ihn nicht!

Robespierre (wie oben).

Mein guter St. Huruge,
Die Bürger haben recht. Ist hier der Ort,
Zum Volk zu reden? Die Verfassung öffnet
Ihm dieses Thor!

Volk.

Es lebe die Verfassung!

Robespierre.

Sie lebe! Darum harrt, bis Brissot kommt,

Der weise Brissot! Er und Vergniaud,
Die edlen Führer der Gironde werden
Dem Volke Rechenschaft nicht weigern, werden
Euch sagen, welche kummervolle Botschaft
Uns eben kam, nicht mir geziemt es —

St. Huruge.

Redet!

Volk.

Was? Welche Botschaft?

St. Huruge.

Raum für Robespierre!

(Es wird Platz, Robespierre steigt herab.)

Robespierre.

Wenn ihr mich zwingt, zu reden —

St. Huruge.

Höret! Stille!

Robespierre.

Der König hat erklärt, daß er sein Veto
Aufrecht erhalte.

Volk.

Nieder mit dem Veto!

Robespierre.

Daß er die Priester schütze, die dem Staat
Den Eid der Treue weigern —

Volk.

Tod Capet!

Rocher.

Reißt ihm das Veto aus der feisten Hand!

Santerre.

Erklärt, das Vaterland sei in Gefahr,
Gebt uns zum Kampf die Vollmacht.

Robespierre.

Vollmacht? Wir?
Bedenket doch, das heiligste Gesetz
Ist die Verfassung uns, die dieser Reichsrath
Beschworen, wie der König.

Volk.

Der sie brach!

Robespierre.

Gemach, Ihr urtheilt vorschnell, hört mich an!
(Er riecht an das Bouquet, dann mit etwas gehobener Stimme).
Der Volkserhebung stolzer Siegeswagen,
Der Frankreich aus dem Schlamm der Tyrannei
Zu lichten Höhen der Philosophie,
Des reinen Menschenrechts emporgetragen,
Er stockt in seinem Lauf, er rollt zurück,
— Wohl ist es wahr. Doch wessen ist die Schuld?

Volk.

Ihr fragt!

St. Huruge.

Geduld, er wird die Antwort geben.

Robespierre (ruhig).

Der Feind rückt an, geführt von Ueberläufern
Des eig'nen Landes Adel, — uns're Jugend
Trägt ihm ihr Blut gleich Sparta's Heldensöhnen
Entgegen — doch die Führer weichen, geben
Die Grenzen preis und preis die Tricolore
Der Schmach der Flucht — doch wessen ist die Schuld?
Die Diener Roms verweigern der Nation
Den Eid der Treue, die Tiara halten
Sie heil'ger, als das Vaterland, der König,
Läßt ungestraft sie die Nation verrathen,
Wen trifft die Schuld?

Volk.

Wen? Nieder mit dem König!

Robespierre (sanft).

Gemach! Hört erst, was die Verfassung sagt,
Und hört den König, ob er sie verletzt!
Er stellt dem Feind ein Heer entgegen wohl;
Es ist zu schwach, gewiß; doch die Verfassung
Bezeichnet nicht die Stärke der Armee.
Es kommt zu spät, gewiß — doch die Verfassung
Bestimmt die Zeit zum Abmarsch nicht. Das Heer
Rückt siegreich vor im feindlichen Gebiet
Trotz alledem; der König heischt den Rückzug,
Die Truppen knirschen wohl — doch die Verfassung
Befiehlt ihm nicht, zu siegen. Die Minister
Sind Memmen, sind Verräther! zugestanden —
Doch die Verfassung läßt die Wahl dem König.
Die Priester pred'gen Reaction und Haß,
Und die Nation verfehmt sie, doch das Veto
Des Königs schützt sie und das Veto gab
Ihm die Verfassung. Mit dem Eisenscepter
Kann er, wie Nero, diese Stadt Paris
In Schutt und Trümmer schmettern, uns're Freiheit
Mit Knebeln binden — aber die Verfassung
Verletzt er dabei nicht.

Volk.

Schmach der Verfassung,
Reißt sie in Stücken!

Robespierre.

Wir? Die sie beschworen?
Ich? Der ich, wie's im Parlament geziemt,
— Mit blut'gem Herzen, ich gesteh's — der Mehrheit
Der weisen Volksvertreter mich gefügt?
Im großen Rath der edlen Girondisten
Ist meine Stimme ein verlorner Schall.
Wär' ich das Volk, ich spräche:

St. Huruge und Volk.

Hört! Ihr sprächet:

Robespierre (mächtig bis zum Donner gesteigert).

Ich spräche: König! Wenn Du das Gesetz,
Das Dir gegeben ward, um uns zu schützen,

Zur Waffe kehrst wider Dein eig'nes Volk,
So reißt es Dir die Waffe aus der Hand
Und schleudert sie zerschellt Dir in's Gesicht!
Wenn dieser Reichsrath gleich den schwachen Greisen,
Geduldig harrt, bis Brennus mit dem Schwert
Die Stadt vertilgt, so hat das Volk Spartaner,
Die ihre Thermopylen suchen! Hängt
Des Volkes Zorn nur noch an einem Band,
So hängt die Krone nur an einem Faden!
(tonlos)
So würd' ich sprechen. Doch das darf ich nicht!

Santerre.

Wir aber dürfen's, was? Reichsrath? Verfassung?
Das Vaterland ist in Gefahr. Zum Kampf!

Robespierre.

Ihr wolltet —

Santerre, Volk.

Ja, wir wollen's! Nieder Capet
Und nieder die Verfassung!

Robespierre.

Bürger! Still!

Santerre.

Nein, laut durch alle Lüfte ruft's: Es lebe
Die Republik!

Volk (die Arme und Waffen erhebend).

Die Republik! Es lebe
Die Republik!

Théroigne.

Und ça ira! Es lebe
Die Stimme der Kanonen! Auf zum Tanz
Der Carmagnole!

Volk.

Ça ira! Zum Kampf!

St. Huruge.

Auf, zieht den Glockenstrang von Notre-Dame,
Paris steht auf, Frankreich steht hinter uns,
Und vor uns zieh'n die Brüder von Marseille!
Santerre, zu Pferd!

Santerre.

Im Namen der Nation!
Formt Eure Bataillone, St. Huruge
Du führst St. Honoré, Théroigne, Du
Das wackere St. Antoine, Jourdan führt Passy
Und Rosignol führt St. Marceau. Voran!
Ich commandir' Euch! An dem Carroussel
Laßt die Colonnen aufeinanderstoßen,
Legendre, Du —

Legendre.

Ich führ' die Sansculotten,
Doch hol' ich hier das kühne Weib mir ab,
Die uns die Flamme aus der Asche blies.
Ich hab's ihr zugesagt, sie zieht voran,
Wenn es den Sturm gilt auf die Tuilerien.
Auf Wiederseh'n am Kampfplatz: ça ira!

Volk (in wildem Getümmel).

Ça ira, ça ira, es lebe
Die Stimme der Kanonen, ça ira!
(Alle ab bis auf Robespierre.)

Vierter Auftritt.

Robespierre.

Die Kugel rollt! Wer mißt ihr Lauf und Ziel?
Die That vollbringt, wo Worte feilschend zaudern.
Nun fechtet, weise Redner der Gironde,
Die Ihr den Bund mit Robespierre verschmäht,
Und siegt im Rath — indeß mit Meilenschritten
Die That Euch überholt!
(brütend.)
Das Königthum
Ringt seinen Todeskampf. Durch blut'ge Nebel
Seh' ich in unbestimmten Formen dämmern,
Was einst an seine Stelle tritt. Zum Abgrund,
Der den Tyrannen aufnimmt, seh' ich schwindelnd
Die Andern taumeln: Erst die feigen Halben,
Die nur zu wollen wagen, nicht zu handeln,
Die Schwärmer der Gironde; dann die Feilen
Die Simonisten, die das Heiligste
Um Gold verkaufen, wie Danton; die Frechen
Die ohne Ideal die Bestien
Der Freiheit sind, wie Marat. Und zuletzt,
Wer dauert, wenn das Weltgericht vollbracht?
Wer herrscht?
(Groß.)
Der ew'ge König der Natur,
Der keinen Zwang und keine Lüge duldet,
Und wer ihn ganz erkannt und ihm gedient!
(Er hat sich demuthsvoll gebeugt und erschrickt vor seiner eigenen Person.)
(Mit der Hand über die Stirn fahrend)
Und nun — auf meinen Sitz zur Assemblée;
Zur rechten Zeit, denn dort naht die Roland,
Die kluge Frau, die mich so tief verachtet!
(Ab über die Estrade.)

Fünfter Auftritt.

Marie Roland gefolgt von d'André und dem Huissier von rechts. Sie trägt ein weißes Kleid, schwarzen Schleier, die Haare in der Mitte gescheitelt in off'nen Locken.

Roland (zum Huissier).

Brissot, den Präsidenten muß ich sprechen,
Sagt ihm, daß ihn Marie Roland erwarte!
(Huissier ab.)

d'André.

O edle Frau, an Eures Kleides Saum
Dräng' ich mich ein, ein Wort nur mit Brissot!

Roland (bewegt auf- und abgehend).
Jetzt nicht!

d'André.
Ein tiefgebeugter Vater ist's,
Der um sein Kind — Ich kannte Sie als Kind,
Marie Phlippon!
(Roland bleibt steh'n.)
Ich hatte auch ein Kind,
So schön wie Sie! Ich stieß sie fort, im Zorn,
Und nun — verzweiflungsvoll, such ich sie wieder,
Der Einz'ge, den sie kennt hier, ist Brissot,
Er wird vielleicht —

Roland.
Jetzt nicht! Ich bitte Sie,
(Ungeduldig.)
Verlassen Sie den Ort!

d'André.
Sie sind die edle
Marie Roland? Ein Weib, das ohne Mitleid!

Sechster Auftritt.

Vorige, Brissot von rechts.

d'André (freudig).
Brissot!

Brissot.
d'André! Sie sind es, armer Freund,
Sie suchen Ihre Tochter? Warten Sie,
Sie werden hier sie finden!
(Führt ihn ab nach rechts.)

Roland (herb).
Wie, Brissot —

Brissot (sie erblickend).
Manon!

Roland.
Du hast für Eines Kummer Zeit
In diesem Augenblick, wo Frankreichs Schicksal
In Deinen Händen liegt?

Brissot.
Was führt Dich her?

Roland.
Du fragst? Vom Krankenlager meines Gatten
Flog ich hieher. Ein Sandkorn, das der Uhr
Entflieht, kann die Lawine rollen machen,
Die unser Ideal begräbt!

Brissot (trüb.)
Ich weiß!

Roland.
Noch weißt Du nicht, daß ein fanatisch Weib
Die Assemblée verwirrt, das Volk entflammt hat,
Daß Marat in dem Club der Jacobiner
Waffen vertheilt, daß in der Vorstadt Gassen
Heere campiren, die statt einer Fahne
Durchbohrte Herzen auf den Picken tragen,
Daß nach dem Glockenstrang von Notredame
Die Furie der Guillotine greift;
Vielleicht noch eine Stunde, und der Mord
Bringt seine Hekatomben am Altar
Der reinen Freiheit, den wir aufgerichtet!
Brissot! Soll so der Völkerfrühling enden,
Den uns're Seele einst in Blüthen trieb?
Soll unser Ideal — und Ihr mit ihm,
In der Gemeinheit blut'gem Sumpf ersticken?
Brissot! Aus Millionen Augen schaut
Auf uns die Nachwelt, rette unser Banner
Der reinen Freiheit!

Brissot.
Kann ich's? Kann ich's noch?

Roland.
Du kannst's, doch Muth erheischt es! Höre mich.
(Zieht ihn in den Vordergrund.)
Tritt ein, umgürte Dich mit all' den Unsern,
Erklärt, das Vaterland sei in Gefahr!
Zerreißt mit kühnen Händen die Verfassung
Und proclamirt die Republik, Ihr selbst,
Eh noch die wilde Meute Euch zuvorkommt!
Laßt Ludwig flieh'n, der Schatten weicht dem Licht,
Erfaßt des Reiches Zügel, fest und stramm,
Beruft Mandat, den Chef der Bürgergarde,
Den Kern der echten Bürger von Paris
Versammelt um dies Haus, verhaftet Marat,
Danton, Hébert und seine Satelliten
Und Robespierre, den glatten Basilisk!
In die Provinzen sendet Flügelboten,
Die Männer leben noch, die vor drei Jahren
Kein and'res Ziel gekannt, als Menschenwürde,
Kein and'res Opfer suchten, als sich selbst.
Den Abschaum kehrt hinweg, der Quell ist rein.
Noch kann die Republik, die Plato träumte,
In Frankreich auferstehn, wenn sie mit Geist
Getauft wird — nicht mit Blut!

Brissot (entzückt.)
O Schwärmerin!
Du glaubst, daß wir's erreichen werden?

Roland (groß).
Nein!
Allein ich weiß, daß Ihr's versuchen müßt!
Fallt lieber in dem Kampf für Eure Reinheit,
Als daß Ihr fallt im Siege der Gemeinheit!

Brissot.
Ja! Du hast Recht! erhab'nes, edles Weib,
Leih' meiner Zunge Deiner Seele Flammen,
Ich will's versuchen. Ob's gelingt? das steht
Bei Ihm, dem namenlosen Geist der Welt,
Der sich in Dir am schönsten offenbart!
(Ab über die Estrade.)

Roland (voreilend).
O wenn ich beten könnte, wie als Kind!
Wenn ich — Ich kann's!
(Wirft sich vor der Statue der Freiheit nieder.)
Du, heilige, reine Freiheit,
In deren Namen man so oft gesündigt,
Steig Du herab und schütze Dein Panier!

(Jubel und Beifall im Saal, die Thür mitten öffnet sich, Lambertine finster und blaß steigt herab, durch die Thür rechts tritt d'André ein.)

Siebenter Auftritt.

Roland, Lambertine, d'André.

Lambertine.
Sie jubeln mir und sprechen mir von Rache,
Von ihrer Rache, von der meinen nicht,
Nenn' ich Suleau — antwortet man mir Frankreich,
Wohlan, so setz' ich Frankreich für Suleau,
Frankreich, die Welt! Wenn ich an diesem Einen,
Der mich verachtet, Rache nehmen kann!
Des Volkes Arm sprengt mir die Tuilerien, —
Das Alles ihnen, nur der Eine mir!

Roland (die sie herabkommen sah und entsetzt erkannt).
Ha! das die Furie, die des Brandes Fackel
In diesem Tempel schleudert?

d'André (zitternd.)
Lambertine,
Mein Kind!
(Breitet die Arme aus.)

Roland.
Unsel'ger Vater! Dies dein Kind!
(Furchtbar.)
Hast Du von jenem Weib gehört, das jubelnd
Die Mörderbande auf den Schild erhebt,
Frankreichs Würgengel! — Diese ist's!

d'André (taumelnd).
Mein Kind!
(Pause.)
Nein, nicht mein Kind! Nein! Reißt, des Herzens Bande,
Verblute, Vaterherz, und spei den Strom
Des Bluts ihr in's Gesicht als Deinen Fluch!
Würgengel Frankreichs! Warum stehst Du starr?
Zieh Deinen Mordstrahl! führe Deine Meute
Hin nach den Tuilerien! doch der Erste,
Den Du dort treffen wirst — ich werd' es sein!
(Wendet sich.)
Hinweg, Marie Roland! In dieser Nähe
Darf keine reine Tochter Frankreichs steh'n!
(Wankt ab.)

Achter Auftritt.

Lambertine, Roland.

Lambertine (mit zitternder Stimme).
Marie Roland! Der Vater darf mir fluchen,
Die Liebe braucht den Haß nicht zu versteh'n,
Doch was in Deiner Seele flammend lodert,
Ist meines Herzens Gluth verwandt.

Roland (entsetzt).
Verwandt?
Wie Tag und Nacht, verwandt wie Tod und Leben!
Entsetzliche! Trittst Du heran — zu mir!
Ich habe nichts gemein mit Dir!

Lambertine (wild).
Doch! Eins,
Haß gegen die gekrönte Gleisnerin,
Die Frankreichs Unheil, wie das meine ist,
Die mir den Mann, der meine Ehre stahl,
In ihren buhlerischen Netzen fing.
Du, die man Frankreichs Racheherub nennt,
Du hassest sie, wie ich!

Roland.
Die Tyrannei
Haßt meine freie Seele, nicht das Weib!
Du hassest — (verächtlich) Deine Nebenbuhlerin!
Wen klagst Du an? Was nennst Du Dich betrogen?
Was nied're Leidenschaft dem Mann geschenkt,
Darf er aus nied'rer Leidenschaft verwerfen,
Verworf'ne, geh'! denn ich verachte Dich!

Lambertine.
O Du hast nie geliebt!

Roland (glühend).
Ich nie geliebt?
So lang' ich leb' und fühle, lieb' ich auch,
Doch nicht mit jenem nieder'n Trieb, dem Ihr
Der Liebe falschen Stempel aufgedrückt,
Die Menschheit lieb' ich und mein Vaterland,
Mein Frankreich ist der Abgott meines Herzens!
Und dies Palladium — Du gabst es preis!
Von Deinem Wahnsinn aufgestachelt, rast
Der blinde Pöbel zu verruchter That,
Verhallen wird die Stimme uns'rer Retter,
Der Mord wird Herrscher! Du hast ihn gekrönt,
Und Deinen Namen gräbt, wie Herostrats,

Als blut'gen Schandfleck der Geschichte Griffel
In ihre eh'rnen Tafeln. Du erbebst!
Faßt Dich des eigenen Gewissens Schauer?
Es ist zu spät! Und wenn des Vaters Fluch
Dich nicht vernichtet hat, nun so vernichte
Dich die Verwünschung Frankreichs, Deiner Mutter!

(Ab nach rechts.)

Neunter Auftritt.

Lambertine (allein).

O ewige Erbarmung! Sie spricht wahr!
(Zusammenschaudernd.)
Es graut mir vor mir selbst. Was thu' ich, was?
Soll ich hinein und soll ich widerrufen?
Die Wahrheit? Nein, sie widerruft sich nicht,
Und wenn ich sie enthüllt, üb' ich Verrath?
Ich duldete Verrath, ich bin das Opfer!
Sie mögen richten, wie der Spruch auch falle!
Doch wenn des Volkes Wuth dem Richterspruch
Voraneilt, ungezügelt, grenzenlos!
Rief ich nicht selbst die Mordgier zu den Waffen?
Dieselben Horden, die ich gestern noch
Grauend zurückgedämmt, hab' ich entfesselt,
Die Furie der Guillotine wirbt
In meinem Namen ihr entsetzlich' Heer!
Barmherzigkeit! Noch einmal, gnäd'ger Gott,
Gib mir die Kraft, den Strom zurückzudrängen,
Den Strom von Blut, in dem ich untersinke.
Ich will nicht! Nein! O leih' mir tausend Arme,
Allmächt'ger Gott!

(Sie stürzt rasend gegen die Thür rechts, wilder Lärm von Waffen. Sturmgeläute. Zurückprallend.)

Ha, was ist das! Es dröhnen
Die Glocken Sturm, es braust heran, wie Stimmen
Des Weltgerichts!

(Die Thüren brechen auf, bewaffnetes Volk, Männer, Weiber, Sansculotten, Legendre an ihrer Spitze, Volk von den Tribünen an der Thür links, Deputirte in der Mitte, Brissot mitten an der Rampe.)

Zehnter Auftritt.

Lambertine, Legendre, Brissot, Volk.

Legendre.

Wo ist das Weib Suleau!

Brissot (entsetzt).

Bürger! Was ists!

Legendre (zu Lambertine, die wie leblos steht).

Auf! die Colonnen rücken
Im Sturm heran, das Stadthaus ist genommen,
Auf, nach den Tuilerien!

Brissot.

Haltet ein!

Legendre.

Das rufe Du dem Meer zu, wenn es stürmt,
Schläft Euer Rath, so ist das Volk erwacht!

Brissot.

Hört, was die Assemblée —

Legendre.

Was Assemblée!
Hörst Du, die Trommeln wirbeln schon zum Tanz,
Voran, Du schönes Weib, ich halte Wort,
Du führst die Sansculotten —

Brissot (mächtig).

Haltet ein!
Im Namen Frankreichs, das wir hier vertreten,
Wir waschen uns're Hände rein von Schuld,
Die Schärpe reiß' ich ab von meinem Leibe,
Die Tricolore heb' ich auf zum Himmel,
Auf Euch allein das Blut, das sie befleckt!

(Pause. Trommeln schweigen.)

St. Huruge (von außen).

Blut, Blut, Man mordet uns!

Legendre, Volk.

Wer mordet uns?

Elfter Auftritt.

Vorige, St. Huruge (rasend).

St. Huruge.

Théroigne fiel von eines Meuchlers Hand,
Von rückwärts stach ein Royalist sie nieder!

Volk.

Des Volkes Kind! — Um Rache schreit ihr Blut!
Tragt sie herein und vor des Volkes Augen
Taucht Eure Rächerwaffen in ihr Blut.

Legendre.

Zerreißt den Mörder!

St. Huruge.

Er entfloh!

Legendre.

Entfloh!

St. Huruge.

„Da ist sie, die die Königin geschmäht,
Und die das Volk zu blut'gem Aufruhr stachelt,"
Rief eine Stimme, und von hinterrücks
Getroffen sank sie, und der Mörder floh!
Man glaubt, es war Suleau.

Lambertine (gell aufschreiend).

Suleau!

St. Huruge.

Da seht!

Des Volkes rothe Fahne trinkt ihr Blut.

(Théroigne's Leiche von der Fahne bedeckt, wird an der Schwelle rechts niedergelegt, Brissot verhüllt sich und geht ab.)

Volk.

Rache! Zum Kampf!

Lambertine.

Hinweg, du feiles Zagen,
Suleau! Dies Wort gibt mich mir selbst zurück!
Mir war der Dolch gezückt, sie starb für mich,
So tret' ich ihres Lebens Erbschaft an!
Volk von Paris! Wenn deine Théroigne
Die Rächerin, von Mörderhänden fiel,
Hier hast du deine neue Théroigne,
Théroigne von Méricourt! Mir gebt den Dolch,
Die Freiheitsmütze gebt, gebt mir die Fahne!
Mir nach und stimmt die Marseillaise an!

(Musik im Orchester.)

Lambertine (mit der Freiheitsmütze, die Fahne schwingend).

Zitt're Tyrann und Ihr Verbrecher,
Ihr Schandfleck unserer Nation,
Erbebt, erbebt, es kommt der Rächer
Und die Vergeltung nahet schon!
Ob' unsern Häuptern, Euch verderbend,
Soll hoch der Rache Fahne weh'n
Und uns're Feinde sollen sterbend
Den Sieg des freien Volkes seh'n!
Auf, Bürger, greift zur Wehr!
Auf, Volk und sei ein Heer!
Voran! in der Verräther Blut
Taucht Eurer Rache Speer!

Alle.

Auf, Bürger etc.

(Der Vorhang fällt schnell.)

Gedichte.

Von Elise Tiedemann.

Mitgetheilt von Theodor Storm.

Ich hörte auf des Wassers Lauf,
Wie Tropf' auf Tropfen fiel;
Scheinbar so zwecklos, doch gewiß
Hat jeder wohl sein Ziel.

Und ich, ein kleiner Tropfen nur
Im großen Meer der Welt,
Will hoffen, daß mein Gott auch mir
Erreichbar' Ziel gestellt.

Hinter den Tannen am Gartenzaun
Wird mir immer das Herz so weh;
Es wallt empor, es klopft so laut
All'mal, wenn ich dort vorübergeh'.

Hinter den Tannen am Gartenzaun
Tanzte das Licht auf dem moosigen Grund;
Da saß ich oft und träumte gern
In schattiger Kühle, zur Mittagsstund'.

Hinter den Tannen am Gartenzaun
Kamst du gegangen; da bliebst du stehn
Und schautest mich an — ich sah es wohl,
Es war dir unmöglich vorüber zu gehn.

Hinter den Tannen am Gartenzaun
Liegt es begraben in Eis und Schnee —
Ein kurzer Frühling, der kaum erwacht,
Geboren, verloren, verwandelt in Weh.

Wie hätt' ich gern mich aufgerafft
Zum Wandern; doch mir fehlt die Kraft.
Denn dunkel, ohne Licht und Schein,
Liegt jener Weg vor mir;
Er führt mich einsam, ganz allein,
Er führt mich weit von dir.

O sieh mir nicht so schmerzlich nach!
Mein Herz ist jung, mein Wollen schwach;
Ich fürchte nur, Gott schütze mich!
Ich fürchte gar zu sehr,
Den rechten Weg, den ohne dich,
Den find' ich nimmermehr.

Am Horizont verschwimmt der Abendschein,
Den Himmel matt umsäumend;
Aus tiefem Nebel blitzt ein Stern;
Noch eine Lerche singt wie träumend.

Es wallt das Korn, ein Mückenschwarm
Tanzt auf den goldnen Aehren —
Vor'm Hause sitz' ich auf dem Stein,
Und lasse mein Herz gewähren.

Mein Esel und ich.

Dem nassen Wind entgegen,
Erquickend in's Gesicht —
Mein treues Thier, wir Beide,
Wir fürchten 's Wetter nicht!

Halloh! In luft'ger Eile
Hin durch das dunkle Feld!
Siehst du den fernen Schimmer,
Der durch die Bäume fällt?

Die hellen Lichter winken,
Die Wipfel rauschen sacht
Und heißen uns willkommen —
Nur vorwärts durch die Nacht!

So lang ich lebe, werd' ich dir
Die Thränen nicht vergessen können,
Die, bittrer Scham und Schmerzen Preis,
Ihr Mal auf meine Wange brennen.
Und sollt' ich je im Lebenskampf
Dir einst noch gegenüberstehn, —
Ich wollte stolz und glücklich sein,
Könnt' ich auch dich so weinen sehn.

Die schöne Melusine.

Von Gottlieb Ritter.

Nixen.

Melusine, Du mußt meiden
An den Gatten stets zu denken.
Himmlische Gestirne neiden
Jedes große Erdenglück.
Götter dürfen nimmer schenken
Ewig Glück den Staubgebornen:
Die zum Leiden Auserkornen
Müssen stets in's Leid zurück.

Melusine.

So auch sangt Ihr, meine süßen
Schwestern, als in Liebeswerben
Stumm er lag zu meinen Füßen,
Da sein Schweigen mich bethört.
Doch mir war es weh zum Sterben,
Und ich glaubte zu vergehen,
Ließ ich jenes Jünglings Flehen
Und sein Werben unerhört.

Nixen.

An dem Quell in dunkler Grotte
Ruhst Du einsam, traumversunken ...
Schöne Melusine, spotte
Deiner treuen Schwestern nicht.
Nicht mit Blicken sehnsuchtstrunken
Mußt die Menschenwelt Du suchen:
Nein, dem Gatten sollst Du fluchen,
Der vergessen Schwur und Pflicht.

Melusine.

Theure Schwestern, laßt mich trauern,
Trauern um den Früh-Verlornen!
Hinter seines Schlosses Mauern
Liegt mein Glück und meine Lust:
Denn um Raimund, den Erkor'nen,
Um der holden Kinder sieben,
Die entsprossen unserm Lieben,
Schwellt die Sehnsucht mir die Brust.

Nixen.

Wehe, schöne Melusine,
Unglückselig Seingedenken!
Schwur er nicht, daß er Dir diene,
Seiner angetrauten Frau?
Schwur er nicht trotz allen Ränken,
Daß er nie und nimmer lausche,
Wenn sein Weib die Burg vertausche
Mit dem heil'gen Nixenbau?

Melusine.

Ja, er schwur. Auf hoher Zinne
Sah er staunend meine Halle
Nach der Brautnacht sel'ger Minne,
Und ein Aufschrei ihm entfuhr;
Und ich nahm zu Hülfe alle
Meine süßen Zauberreden:
Schwör' und ende nicht mein Eden, —
Bruch heißt Trennung! ... und er schwur.

Nixen.

Schwur, — und wenn der Mond sich füllte
Schwandst Du aus der Kemenate.
Tief Geheimniß Dich umhüllte,
Schwandst — und niemand wußt' wohin.
Er nur kannte Deine Pfade,
Wußte Dich in unsrer Halle,
Wußt' es und verrieth uns Alle,
Denn voll Falschheit ist sein Sinn.

Melusine.

Schöne Zeiten! ich indessen,
Mich verjüngend in den Fluthen,
Pflegte selig weltvergessen
Meinen gnadenvollen Leib.
Ihr umkostet mich, Ihr Guten, —
Aber schwand der Mond auf's Neue,
Schied ich von Euch und in Treue
Ward ich Ritter Raimund's Weib.

Nixen.

Schwestern, schnell zieht Euch zurücke
In's krystall'ne Reich der Grotte,
Denn es naht von jener Brücke
Uns ein sterblich Wesen hier!
Seht, er dient dem Christengotte:
Här'ne Kutte deckt die Glieder,
Und er singt — wohl fromme Lieder! —
Schnell, Ihr Nixen, lauschen wir!

Raimund von Lusignan.

Melusine, Melusine!
Holdes Weib, find ich Dich nimmer?
Daß ein Engel mir erschiene,
Der in Deinen Schoß mich trieb'!
Unstät, ruhlos irr' ich immer,
Sehnsuchtskrank ist meine Seele....
O vergieb mir meine Fehle!
O vergieb, mein Weib, vergieb!

Nixen.

Schwestern, haltet sie! Sie hörte,
Was der Bösewicht gesungen,
Der sie einmal schon bethörte, —
Aber heute soll er's nie!
Weh, von Liebesmacht bezwungen,
Stürzen will sie allerwegen
Jenem falschen Mann entgegen, —
Haltet, Schwestern, haltet sie!

Raimund von Lusignan.

Hier am einsam düstern Quelle
Hab' ich sie zuerst gesehen;
Liebeheiß an dieser Stelle
Ward ich um ihr süßes Ja.
Sie erhörte mild mein Flehen —
Reichte mir den Ring — ich führte
Auf mein Schloß die mir Erkührte —
O wie selig war ich da!

Nixen.

Mann des Meineids, wie so schnelle
Konnt' Verleumdung Dich bezwingen!
Wie des Sturms die Meereswelle,
Ward Dein Herz des Argwohns Spiel.
Und mit wildem Degenschwingen
Brachst Du Nachts in unsre Halle:
Wir mit ihr entflohen Alle,
Und der Geisterbau zerfiel.

Raimund von Lusignan.

Ich war schwach und ward betrogen.
Argwohn mir in's Herz zu legen,
Schloßgesind und Pater logen,
Und ich glaubte, was erdacht.
Von verschmähtem Beichtesegen
Raunten sie, die Eh' zu lösen,
Und von Buhlschaft mit dem Bösen
In der vollmondhellen Nacht.

Melusine.

Laßt mich, Schwestern! An dem Herzen
Des Gemahls ist meine Stelle!
Muß sein Lied sein Weib nicht schmerzen?
Und ich bin ja noch sein Weib!
Grau sein Haupt und die einst helle
Strahlten, seine Augen starren . . .
Laßt ihn nicht vergeblich harren!
Laßt ihn herzen diesen Leib!

Raimund von Lusignan.

O daß ich ihr nicht vertraute,
Hegte Eifersucht im Sinne!
Ihre vorwurfsvollen Laute
Hör' ich schaudernd jede Nacht;
Sehe sie mit alter Minne
Geistergleich im Mondesweben
Um der Kinder Lager schweben,
Halten treue Mutterwacht.

Melusine.

Fort, reißt mich zurück nicht länger,
Schwestern! denn mich zieht's gewaltsam
Hin zu ihm, dem theuren Sänger,
Der vergeht in Kümmerniß.
Nur noch einmal unaufhaltsam
Will ich herzen Dem ich diene . . .
Raimund, nimm hier Melusine,
Und vergiß Dein Leid, vergiß!

Raimund von Lusignan.

Ja, ich seh', ich hab' Dich wieder!
Deiner Augen zaub'risch Leuchten
Ist's — es sind die Marmorglieder —
Deiner Locken gleißend Roth —
Presset stürmisch Deinen feuchten,
Immerfrischen Mund an meinen . . .
Glüh'nd Umarmen — wild Vereinen . . .
Ist das Leben — ist das Tod? . . .

Melusine.

Tod, — ein selig Sterbenmüssen
Und Erlösung ist's auf immer!
Denn ich nehm' in diesen Küssen
Von Dir Erdenluft und Noth.
Meine Brust schwell' Sehnen nimmer,
Weil ich klagen muß und — leben . . .
Stirb im Kuß, — ich hab' vergeben . . .
Höchste Liebe fordert Tod.

Nixen.

Höchste Liebe fordert Leiden,
Tod bringt minniglich Gedenken.
Himmlische Gestirne neiden
Jedes große Erdenglück.
Götter dürfen nimmer schenken
Ewig Glück den Staubgebor'nen:
Die zum Leiden Auserkor'nen
Müssen stets in's Leid zurück.

Die arme Gräfin.

Scenen deutschen Badelebens.

Von Hieronymus Lorm.

I. Die Freunde.

Der Morgen eines Julitages kann sehr kalt sein. Zwei junge Männer, die bei Sonnenaufgang an der fast noch ganz vereinsamten Brunnenhalle vorüber den Weg in den Wald einschlugen, hüllten sich fest in ihre Plaids. Von dem Einen, dessen schönes, blasses Gesicht den Ausdruck vornehmer und weichlicher Eleganz hatte, ließ sich dies nicht anders erwarten. Der Andere aber, breitschultrig, stark, hatte das Aussehen eines arbeitsamen Pächters oder Landedelmannes, und dennoch schüttelte ihn sichtbar das Unbehagen.

„Du hast Recht, Lorizon," sagte der Letztere, „wenn Du mir nicht glaubst, daß ich hier geboren bin, da ich Dich als Wegweiser nöthig habe. Aber als ich aus der Heimath davon lief, existirte die Waldstelle, die ihr in eurem verwünschten romantischen Kauderwälsch „Schwermuths-Ruhe" nennt, meines Wissens noch gar nicht. Ja, das Dorf selbst war noch kein Badeort. Dazu ist es seitdem erst von jenen namenlosen Speculanten gemacht worden, deren Gewerbe es ist, die Welt zu betrügen. Bei mir in Amerika wird ihnen das Geschäft schwerer gemacht; ihr in Deutschland seid noch verzweifelt naiv. Diese Kälte!"

Richard von Lorizon lächelte. „Mein lieber Constantin Klemmer," sagte er, „Du vergißt, daß ich auch in Amerika war."

„Wie sollte ich dies vergessen!" rief Constantin, „man vergißt niemals den Dienst, den man einem Andern erwiesen hat. Ich habe Dir in Amerika das Ungeheure geleistet, mir von Dir das Leben retten zu lassen. Jene verteufelte Schnellfahrt bei Eröffnung der halbfertigen Eisenbahn! Dadurch bist Du für immer ein idealer Romanheld geworden. Du wirst mir verzeihen, daß dazu noch eine Kleinigkeit fehlt; ein boshafter Zufall will, daß ich kein Frauenzimmer bin. Aber ich schwöre Dir, ohne diesen unbedeutenden Umstand würde ich im Augenblicke der Rettung gesagt haben: Sprechen Sie mit meiner Mutter!"

„Du wärst mir viel zu sehr naive Liebhaberin gewesen," sagte Lorizon, „ich liebe das Genre nicht. Denn das wollte ich eben mit meiner Erinnerung, daß ich in Amerika war. Du nennst uns in Deutschland naiv, aber wenn wir es in Geschäftssachen sind, so seid ihr es in Amerika tausendmal mehr in Weibersachen."

„Wieso?“ fragte Constantin und blieb aufmerksam stehen.

„Bist Du nicht zum Beispiel der unerschütterlichen Ueberzeugung,“ entgegnete Lorizon, „die verheirathete Frau, die Dir für diese frühe Morgenstunde ein Rendezvous bei der Schwermuths-Ruhe gab, könnte eine anständige Frau sein?“

„Mein lieber Richard,“ sagte Constantin, „ich habe leider noch gar keine Ursache discret zu sein; ich will Dir daher genau erzählen, wie die Sache zusammenhängt. Ich habe meine Besitzungen im Westen verlassen, um in Deutschland eine Frau zu suchen, eine Frau mit den Gewohnheiten und den Manieren, mit der Bildung und dem Geschmacke der Heimath. Ich ging über England und Frankreich, und auf dem Boote nach Boulogne sur mer traf ich eine verheirathete Deutsche, sprühend von Geist und Leben. Ich verliebte mich nicht in sie, nicht in ihr Gesicht, nicht in ihre Hände, nicht in ihre Schönheit, sondern einzig und allein in ihre Kunst zu reden, hauptsächlich in ihr Organ. Ich sagte mir, dieses Geplauder, diese Stimme täglich um mich zu hören, wäre werth, Alles daran zu wagen. Die Kühnheit des Gedankens, die verheirathete Frau heirathen zu wollen, bekam neuen Reiz durch den Ehemann, dessen Eifersucht eben so komisch als wüthend ist. Sie lachte erst ausgelassen zu meiner Idee, im Hotel in Boulogne aber sagte sie mir, nachdem sie gerade einen Brief aus Deutschland erhalten hatte, — denn sie ist eine Deutsche — ich möge sie für den Augenblick in Ruhe lassen und verschwinden; sie habe keine Lust, von ihrem Othello auf fremder Erde erdrosselt zu werden, denn jedes Vergnügen schmecke in der Heimath doppelt gut. Und sie gab mir zur gründlichen Schlichtung der Angelegenheit eine Zusammenkunft an, für diesen Ort, für diese Stunde. Gestern kam ich hier an, an meinem Geburtsort. In Boulogne hatten wir nicht einmal Zeit, in dem merkwürdigen Zufall, daß sie, ihr unbewußt, meinen Geburtsort zum Stelldichein wählte, ein romantisches Omen zu erblicken. Wir versprachen uns, hier davon gerührt zu sein. Ich wollte nun gestern zunächst Vorstudien machen, den Weg zu der mir unbekannten Schwermuths-Ruhe erforschen. Bei der table d'hôte sah ich aber ein Mädchen, so lieblich, so blond, so deutsch, daß ich mich jetzt erst zu Hause fühlte. Statt den Weg zu suchen, der mich zu einem neuen Lebensglück führen soll, suchte ich einen Weg, möglichst in der Nähe des Mädchens bleiben zu können. So überfiel mich, als die Nacht einbrach, eine schreckliche Verlegenheit. Wie werde ich am Morgen zur Schwermuths-Ruhe gelangen? Ich kann doch wohl keinen Fremdenführer zu einem Rendezvous mitnehmen. Aber ich bin vom Glücke verfolgt: Du fielst mir in die Augen. Und den Dienst, den ich Dir in Amerika erwiesen habe, vergiltst Du mir durch ein barbarisch grobes Frühaufstehen, um mich hierher zu geleiten.“

Die jungen Männer waren während dieser Erzählung weiter geschritten. Jetzt bog Lorizon die Büsche auseinander und zeigte den Eingang zu einer wie von der Natur selbst aus Felsen und Ahornbäumen gebildeten Laube.

„Hier sind wir wohl zur Stelle?“ sagte Constantin und sah auf die Uhr; „es ist gerade die richtige Minute: nun sei so gütig, Richard, und lasse Dich vom Teufel holen.“

„Es hat keine Eile,“ erwiderte Lorizon, indem er sich entfernte, „Du wirst eine Weile warten müssen. Wir treffen uns am Brunnen.“

Constantin Klemmer war der Sohn eines verarmten Kaufmannes. Bis zu

seinem sechzehnten Jahre in Wohlstand erzogen und an vornehme Manieren und Lebensgenüsse gewöhnt, ging er nach dem Tode seines Vaters, der sich wegen plötzlichen Vermögensverlustes erschossen hatte, nach Amerika. Binnen zehn Jahren war es ihm dort geglückt, unermeßlichen Reichthum zu erwerben.

Er wartete jetzt ziemlich phlegmatisch und wurde weniger über das Warten selbst verdrießlich, als weil er es nicht für schicklich halten durfte, sich eine Cigarre anzuzünden.

„So weit bin ich nicht mit Clotilde," sagte er sich, „daß ich bei einem Rendezvous der Zweite sein dürfte. Wenn es aber heute nicht zur Entscheidung kömmt, wenn sie nicht Muth und Energie zeigt, mit einem Worte Ernst, so ist auch meine Liebe nur ein Scherz. Dann will ich mich sogleich erkundigen, wer das blonde Mädchen ist, nach dessen Namen zu fragen ich bisher nicht für praktisch gehalten habe. So dicke, goldene Flechten und kohlschwarze Augen! Clotilde hat freilich einen ähnlichen Contrast: schwarze Haare und dunkelblaue Augen. Es ist aber nicht derselbe."

Nun war doch plötzlich ein leiser Schritt vernehmbar. Constantin sprang vom künstlichen Rasensitz auf und bog die Büsche auseinander. Eine schlanke, zierliche Gestalt trat ihm entgegen.

2. Das Rendezvous.

„Das ist Ihr Geburtsort, Constantin?" sagte Clotilde.

„Ja," erwiderte dieser, „er wurde es während einer Villeggiatur, die meine Eltern gerade hier gewählt hatten."

„Sie müssen eine sehr rauhe Jugend gehabt haben," fuhr sie fort, „wenn der Morgen Ihres Lebens dem Morgen in Ihrer Heimath glich. Reichen Sie mir die Hand."

„Ich bin nicht Ihr Freund," entgegnete Constantin halb ernst, halb lächelnd

„Es wird mich wärmen, ich bitte Sie."

„Nun, um das Frieren zu mildern," sagte Constantin und reichte ihr seine Hand.

Jetzt erst ließ sie sich auf der Rasenbank nieder und hüllte sich fester in ihren mit Pelzwerk besetzten Sammetmantel. Clotilde Baronin von Panther war Schauspielerin gewesen; ihr Geburtsname Laffler hatte für die Bühne natürlich in Lafleur umgewandelt werden müssen. Gegen ihren Ruf hatte selbst die leichtfertigste Causerie des Salons nichts Bedenkliches vorzubringen gewußt. Arthur Baron von Panther, einer von den reichen Jünglingen, die, weil sie nicht gezwungen sind für ihren Lebensbedarf zu sorgen, absolut nicht mehr wissen, was sie mit sich und der Welt anfangen sollen, hatte, als ihn selbst das Pistolenschießen und Duelliren, seine stärkste Leidenschaft, nicht mehr ausschließlich zu amüsiren vermochte, in der Verbindung mit Clotilde ein ernstes, was bei ihm so viel hieß als ein für immer amüsirendes, Lebensziel zu finden gehofft.

Clotilde stand damals unter der Vormundschaft des alten Hofraths Sturm von Sturmwall, an dem sie mit kindlicher Liebe hing und der gern in ihre Verheirathung mit Baron Panther willigte. Mit diesem fast immer auf Reisen, weil ihn die

Langeweile aus jedem Orte vertrieb und die Hoffnung, sie los zu werden, wieder einem neuen zuführte, hatte Clotilde in Boulogne einen Brief erhalten, der ihr eine ungünstige Wendung in den Verhältnissen des Hofrathes anzeigte. Dieser hatte sich mit seiner Frau, seiner verwittweten Tochter und einer Nichte nach dem Badeorte begeben, blos um aus der gewohnten Lebenssphäre, aus der unleidlich gewordenen Stadt herauszukommen. Ein Plan, dessen Gelingen dem Schicksal der Hofraths-Familie eine bessere Wendung geben sollte, keimte im Haupte Clotildens, als sie ihrem jungen Verehrer Constantin Klemmer, dem amerikanischen Krösus, denselben Badeort zur Stätte der nächsten Zusammenkunft anwies.

„So!" sagte sie, nachdem sie Constantins Hand geschüttelt und sich niedergelassen hatte, „jetzt will ich sehen, ob man mit Ihnen sprechen kann."

„Ich bin bereit, in dieser Beziehung jeden Versuch mit mir anstellen zu lassen," erwiderte er spöttisch.

„Sie haben niemals etwas von mir angenommen," fuhr sie fort, „wie sehr es mich auch amüsirt, Kleinigkeiten zu verschenken, die ich liebe. Sie sagten, wir wären dazu noch nicht einig genug. Begründen wir eine kräftige Einigung dadurch, daß Sie zum erstenmale etwas annehmen."

„Und was?"

„Nehmen Sie Vernunft an, Constantin. — Ich liebe Sie."

„Das ist nicht vernünftig."

„Die Art, wie ich Sie lieben will, ist vernünftig," sagte sie lebhafter, „und diese Art sollen Sie annehmen."

„Ein Geschenk muß überraschen," erwiderte er, „die Art, wie Sie lieben wollen, wäre nicht neu, nicht überraschend, denn ich vermag sie im Voraus zu beschreiben."

„Lassen Sie vernehmen."

„Gnädige Frau, Sie lieben den französischen Roman. Im Badeort ist nicht Zeit genug, ihn zu lesen; wie wäre es, selbst einen zu erfinden? Aber schreiben? Dazu ist noch weniger Zeit. Bleibt also nichts als ihn spielen. Man sucht sich einen Mann aus, der ungefähr zwei Bände Gefühl in sich zu haben scheint —"

„Ich dachte an einen Feuilleton-Roman," fiel Clotilde ein, „bei dem es jeden Tag heißt: Fortsetzung folgt."

„Immer aber darf Ihr Roman nicht zu ernst sein," fuhr Constantin fort, „er darf nur ein Spiel mit der Gefahr sein, nicht wirklich zu leidenschaftlichen Conflicten, zum Untergang der conventionellen Tugend führen; kurz, ein Roman wie eine Bonbonnière. Es läßt sich mancher süße Seufzer herausziehen, zum Beispiel: O wenn mein Schicksal es anders gewollt hätte! oder: Ach, daß wir uns so spät erst fanden! — Nur die Möglichkeit muß bleiben, die geheime Beziehung, die Bonbonnière, jeden Augenblick fortzuwerfen, sobald etwa ein bitterer Kern zum Vorschein käme. Sie sind eine vortreffliche Romandichterin, Frau Baronin, Sie haben sich nur ein wenig in den Charakteren vergriffen, ich bin kein Franzose."

„Welche nationale Rolle gedenken Sie in meinem Roman zu spielen?" fragte Clotilde.

„Ich bin ein Deutscher, folglich ernst; ein Deutsch-Amerikaner, folglich praktisch. Und eine ernste Liebe macht Ihnen den praktischen Vorschlag, Bande zu zerreißen, welche Sie nur an bestimmte Verhältnisse knüpfen, ohne Ihr Herz zu fesseln."

„Schön!" sagte Clotilde, „ich soll einen Mann, den ich zwar nicht liebe, dem ich aber allen Dank der Welt schuldig bin, verlassen, verrathen. Das verlangen Sie im Ernste, in Ihrem deutschen Ernste? Ich soll veranlassen, daß Sie oder er im Duell todtgeschossen werden. Das wäre deutsch-amerikanisch praktisch? Ich soll einen Scandal verursachen, der auf den vielverdächtigten Stand zurückfiele, aus dem ich hervorging? Was würde auch nur meine liebe gute alte Hofräthin sagen? Wissen Sie noch Einiges der Art, gemeinnütziger Amerikaner, wodurch ich mich nützlich machen könnte?"

„In Boulogne schwuren Sie," sprach Constantin ernst, „daß sich unser Bündniß hier nach meinem Sinne entscheiden werde."

„Ein Augenblick außerordentlicher Aufregung, bewirkt durch Arthurs unmenschliche Eifersucht!"

„Genug, Sie schwuren! Ich zweifelte freilich noch immer, wie Sie hier an meinem kühlen Empfang bemerken konnten. Und in der That, hier haben Sie gleich wieder das Angstfieber und strecken statt Ihrer Arme eine alte Hofräthin nach mir aus."

„Sie hat Sie zum Glück oder Unglück noch nicht erhascht. Und weil es sich fügte, daß ich Sie allein sprechen konnte, freilich um den Preis, zu einer Stunde aufzustehen, zu welcher selbst Arthurs Eifersucht noch nicht erwacht, so muß es jetzt zur Entscheidung kommen."

„Dessen bedarf es nicht. Sie lieben mich nicht, das ist Entscheidung genug. Eine insolvente Liebe kann zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten nicht durch den Schuldthurm gezwungen werden."

Constantin zog nach diesen Worten den Hut und setzte hinzu: „Frau Baronin, es hat mich sehr gefreut, Ihrer Bekanntschaft theilhaftig geworden zu sein. Und der schätzbare Herr Gemahl, wie befindet er sich?"

„Bevor ich mich meinerseits nach dem Befinden Ihrer hochwerthen Familie erkundige," erwiderte Clotilde, „will ich dem ungestümen Constantin noch ein Geheimniß anvertrauen. Wissen Sie, daß es eine Bedingung gibt, unter welcher ich auf Ihre Pläne eingegangen wäre?"

„Und diese ist?"

„Wenn Sie mich geliebt hätten!"

„Sie zweifeln?"

„Ich zweifle nicht, ich weiß gewiß. Sie lieben die Unmöglichkeit unserer Verbindung, nicht mich, das Abenteuer eines Bruches, nicht das Glück der Vereinigung."

„Ich hätte still seufzen und langsam verschmachten sollen?"

„Das ist nicht amerikanisch, ich weiß. Und am Ersten eines jeden Monats frisch heirathen ist nicht europäisch. Ich gehöre ganz und gar diesem zurückgebliebenen Welttheil an. Und deshalb biete ich Ihnen meine Freundschaft. Thun Sie nichts hier ohne meinen Rath; ich kenne besser als Sie diese Menschen, diese Welt."

„Die Badewelt, zu der Sie wie Wenige ganz und gar gehören."

„Wie Alle, denen Sie hier begegnen."

Clotilde erhob sich. „Sind wir Freunde?" fragte sie.

„Das heißt wohl," rief Constantin, „ob wir einander völlig gleichgiltig sind? Fast würde ich es vorziehen, wenn wir Feinde wären."

„Nun gut," erwiderte sie mit Lachen, „ich werde Ihnen meine Feindschaft beweisen: ich beabsichtige Ihnen hier eine Frau zu geben."

Sie verschwand.

3. Mädchen am Brunnen.

Constantin zündete sich jetzt seine Cigarre an und wandelte ziemlich gleichmüthig den Waldweg zurück. Sein Herz war ruhig, und nur ein dünner Schleier von Niedergeschlagenheit breitete sich darüber. So empfindlich ist das Selbstgefühl eines jungen Menschen, daß es schon verletzt ist, auch wenn ihm nicht ein Ziel der Leidenschaft, wenn ihm nur ein Traum der Phantasie zu Grunde geht. Er schalt sich selbst ob seiner leisen Betrübniß, fand sie unerklärlich und sagte sich, sie dürfe nicht länger dauern als seine Cigarre.

Indessen hatte sich am Brunnen wie jeden Morgen das Geräusch und Gewühl der Curgäste entwickelt. Bei den Klängen des Bade-Orchesters eilten finster aussehende ältliche Herren in langen Oberröcken und Frauen in sehenswerthen, coquetten Morgengewändern mit dem Trinkbecher in der Hand zur Quelle. Dann wogte Alles ruhelos auf der Promenade durcheinander. Zu den lieblichsten Erscheinungen des Badelebens aber wie des Lebens überhaupt gehören die jungen Mädchen, deren blühendes Aussehen nicht aufhört zu sagen: man glaubt doch wohl nicht, daß wir hier sind, um eine Cur zu brauchen, ausgenommen in dem platten Doppelsinn, den jeder Courmacher hier auf der Zunge hat. Mädchen am Brunnen! Man könnte damit drei weit auseinander liegende Epochen der Menschheit bezeichnen. In welch' heiliger Simplicität sieht man Mädchen am Brunnen erscheinen, wenn man an Isaak und Rebecca und an andere biblische Geschichten denkt! Traulich aber und zugleich mit erhebender Kunstbegeisterung weht die Vorstellung das Gemüth an, wie im deutschen Mittelalter, in den schönen alten Städten, in Nürnberg z. B. die Mädchen an den Brunnen sich versammelten, die von Meistern deutscher Kunst mit zierlichen Gittern oder herrlichen Bildwerken geschmückt waren. Und nun halte man diesem traulich heiligen Schauspiel die ganze Frivolität des modernen Badelebens entgegen, dessen größter Reiz ebenfalls Mädchen am Brunnen sind, nicht zu verwechseln mit den phlegmatisch ihre Morgenarbeit verrichtenden Brunnenmädchen.

Mit einem Decameron voll unschuldiger Geschichten könnte man allein der Mädchen am Brunnen gerecht werden; die einzige kleine Geschichte, die hier erzählt wird, führt auch nur zu einem einzigen, kleinen Mädchen, zu Waltraud von Kornell, derselben holden Maid, welche durch ihre blonden Flechten und kohlschwarzen Augen den jungen Constantin Klemmer entzückt hatte. Sie ging jetzt am Arme einer sie um einen Kopf überragenden, vornehm aussehenden Dame in Halbtrauer auf der Promenade umher.

„Jetzt darfst Du mich auch vor allen Leuten „Tante" nennen, Waltraud," sagte die Dame, „ich ärgere mich nicht mehr darüber, wie in der Zeit, da ich noch glücklicher war. Ich will nicht mehr jung erscheinen, ich bin alt, uralt."

„O Leonore," rief das junge Mädchen, „niemals warst Du so bezaubernd als jetzt, und gestern habe ich Dich sogar zum erstenmale tief erröthen gesehen. Es war, als —"

„Still, Kind," unterbrach sie die Dame, „besonders in diesem Augenblicke. Denn da kömmt eine mauvaise langue auf uns zu, Clotilde."

Leonore war die Wittwe des Grafen Kornell und die Tochter des Hofraths Sturm. Kaum 17 Jahre alt, hatte sie geheirathet und dem leichtsinnigen Grafen fast das ganze Vermögen der Eltern zugebracht. Diese waren der Meinung gewesen, sie müßten auf diese Art dem hohen Rang entsprechen, der ihrem einzigen Kinde durch die Verbindung mit dem Grafen zufiel, und hofften dadurch auch der Tochter ein standesgemäßes Leben zu verschaffen, denn der Graf hatte als Junggeselle viel verschwendet. Mit Gelöbnissen der Besserung war er in die Ehe getreten. Sie war keine durchaus glückliche gewesen. Oeffentlich hatte wenig von der fortgesetzt unregelmäßigen Lebensführung des Grafen verlautet, als ihn aber ein früher Tod plötzlich dahingerafft, besaß Leonore nichts mehr als einigen Schmuck und ihre Kleider. Naturgemäß kehrte sie in das Haus ihrer Eltern zurück. Seitdem war beinahe ein Jahr vergangen.

So lange der Graf noch gelebt, war Waltraud oft der Gast des Hauses gewesen. Sie gehörte zu einer älteren, nicht mit der Grafenkrone geschmückten Linie der adeligen Familie Kornell. Der Vater Waltrauds war längst gestorben und hatte sie einer Stiefmutter zurückgelassen, unter deren Behandlung das Mädchen arg zu leiden hatte. Darum war die schöne Blondine glücklich, so oft sie in das Haus des Grafen, der sich von ihr „Onkel" nennen ließ, zu Besuch kommen konnte. Seit dem Tode des Grafen hatten diese Erlösungsstunden natürlich aufgehört, aber als der Hofrath plötzlich beschlossen, mit den Seinen in's Bad zu reisen, hatte sich Leonore erbeten, Waltraud mitnehmen zu dürfen.

„Wir dachten die Frühesten hier zu sein", rief die Gräfin der Baronin Panther entgegen, „aber Sie kommen schon den Waldweg herab, waren also schon früher hier. Sie sind überall gewohnt, als die Erste proclamirt zu werden."

„Es ist leicht, früh aufzustehen, wenn man nicht schläft. Mein Morgen ist nur ein Stück schlaflose Nacht mehr." Und nach diesen Worten die finstere Miene in eine sonnige verwandelnd, sagte Clotilde zu Waltraud: „Wie lange haben wir uns nicht gesehen, schöne Kleine?"

Aber die Gräfin war bei den ersten Worten Clotildens ängstlich geworden. Sie ließ Waltraud nicht zu antworten Zeit, sondern fragte hastig: „Es sind doch wohl keine besorgnißerregenden Nachrichten, die Sie nicht schlafen ließen?"

„Um mich sorge ich niemals," erwiderte Clotilde, „aber um den Papa. Ich liebe den Hofrath wie einen Vater und darf darum zu Ihnen, Gräfin, wie eine Schwester sprechen. Wissen Sie, daß Papa entschieden pensionirt ist?"

„Es ist noch eine Hoffnung," sagte Leonore.

„Leider nein! Ich war gestern in der Stadt. Ich kenne den Hofmarschall noch aus meiner Theaterzeit her. Ich bat ihn wegen des letzten Schrittes, den man dem Hofrath so übel nahm, ein Auge zuzudrücken. Nun gut, gab er zur Antwort, so sage ich Ihnen denn unter drei Augen, daß der Hofrath für immer unmöglich geworden ist."

Leonore senkte schmerzbewegt das Haupt.

„Aber Muth!" fügte Clotilde hinzu, „die Stellung liegt in Ihrer Hand, ich sage ausdrücklich in Ihrer H a n d."

Zum zweiten Male konnte Waltraud eine leise Röthe in dem edlen Antlitz der jungen Dame aufsteigen sehen, aber es war diesmal eine Röthe des Zornes.

„Bin ich ein Handelsartikel?“ sagte Leonore.

„Auch Orangen im dunklen Laub und Lotosblumen sind Handelsartikel,“ entgegnete Clotilde heftig, „aber still jetzt, dort kömmt Mama.“

Während aber das junge Mädchen der Hofräthin entgegeneilte, sprach Clotilde rasch und leise in das Ohr der Gräfin:

„Ihre erste Ehe hat den Papa arm gemacht, Sie müssen eine zweite schließen, durch die Sie seinen Wohlstand wieder herstellen.“

Die rüstige und muntere Hofräthin trat hinzu. Alle fragten, wo sie den alten Herrn gelassen habe. „Ach,“ sagte sie, „ich bin sehr verdrießlich über ihn und über andere Dinge. Er ist in's Bad gereist, um auch einmal leidend zu sein und Brunnen zu trinken. Einer der vielen Doctoren hier, die dazu da sind, damit man weiß, daß man krank ist, meint aber, es thäte meinem Alten wirklich gut, ein Paar Wochen curgemäß zu leben. Ich treibe ihn also bei Sonnenaufgang hierher, folge ihm nach und finde ihn richtig hier und wie es sich gehört mit dem Brunnenglas in der Hand. Wie ich aber näher zusehe, trinkt er aus dem Brunnenglas seinen Kaffee.“

„Er hat Recht,“ warf Clotilde ein, „es fehlt ihm nichts als sein Amt.“

Das Gesicht der alten Frau nahm einen seltsamen Ausdruck an. „Darüber habe ich meine eigenen Entschlüsse im Kopfe,“ sagte sie, „ich erwarte nur noch ein Schreiben. Aber mein Alter! Statt sich hier mit ordentlichen Leuten Bewegung zu machen, verliert er sich — rathet wohin? Um sechs Uhr Morgens! Er muß in's Theater, sagt er. Das Theater ist eine alte Scheune; er muß sehen, wie dort Probe gespielt wird.“

„Gesegnet sei seine Theaterlust,“ jubelte Clotilde, „ihr verdanke ich mein ganzes Lebensglück.“

Während dieses Gespräches waren die Frauen auf- und abgewandelt und als sie sich jetzt an einem der Tische an der Außenseite des Cursaales zur Ruhe niederließen, erschien Richard von Lorizon am Arme seines Freundes Constantin und stellte diesen den Frauen vor. Clotilde erwiderte die Verbeugung des Deutsch-Amerikaners so förmlich, als ob sie ihn früher niemals gesehen hätte. Nachdem die Unterhaltung eine Zeitlang allgemein gewesen, gerieth Constantin immer mehr in eine persönliche Conversation mit Waltraud. Leonore blickte zuweilen wie in Selbstvergessenheit lange und aufmerksam auf Lorizon, was übrigens nicht auffallen konnte, denn er war ein Vetter der Familie Kornell und war mit ihrem verstorbenen Manne besonders intim gewesen. Mit Keinem aber sprach die Gräfin als mit ihrer Mutter. Clotilde war offenbar unschlüssig, welchen Temperaturgrad sie ihrem Verhalten gegen Lorizon geben sollte. Sie wußte, daß er ihr nicht allzufreundlich gesinnt sei; er hatte ihrer Heirath Schwierigkeiten in den Weg legen, durch seine Beziehungen zum Hofe dahin wirken wollen, Baron Panther von der Verbindung mit ihr abzuschrecken. Indessen war sie eine von den weiblichen Naturen, die unstät, wankelmüthig, leichtsinnig, mit Angelegenheiten, die man eigentlich die des Herzens nennt, gerne spielen, verwandtschaftlichen oder freundschaftlichen Interessen jedoch ausdauernde Treue und Energie widmen. Das Schicksal des Hofraths und seiner Familie ging ihr sehr nahe, sie sah zu ihrer Ueberraschung, daß Lorizon mit Constantin Klemmer eng befreundet —

der Erstere konnte ihr daher in dieser Eigenschaft, sowie als Cousin der Gräfin die wichtigsten Dienste zur Vermittlung zwischen Leonore und Constantin leisten. In dieser Partie sah sie allein die Rettung der Familie vor dem Untergang in Noth, Entbehrung und Elend.

So überwand sie denn jeden persönlichen Groll und entschloß sich zur größten Liebenswürdigkeit gegen Lorizon, in der Absicht, ihn zu einer geheimen Unterredung zu stimmen, in der sie ihm die Verhältnisse und ihren Plan darlegen wollte. Eh' sie jedoch ihre Angriffsgeschütze völlig demaskiren konnte, zwang sie das Erscheinen ihres Gemahls, eine zu deutliche Annäherung an Lorizon für den Augenblick aufzugeben.

Baron Panther zeigte sich in der tadellosen Morgentoilette eines Elegants, obgleich das Hastige seiner Manieren und Bewegungen der Eleganz Eintrag that. Als ob eine Trennung von Jahren vorhergegangen wäre, stürzte er auf Clotilde zu: „Ich suchte Dich überall, ich glaubte schon, Du wärest in den Brunnen gefallen."

Clotilde, niemals um eine Replik verlegen, hatte doch niemals eine für ihren Gemahl, wenn sie nicht allein waren. Mit ihrer [illegible] sprach Lorizon, der den Baron mit Händeschütteln begrüßte und ihn dadurch erst auf die Gesellschaft aufmerksam machte. Constantin wurde ihm vorgestellt.

„Ich glaube, wir haben uns lange nicht gesehen, lieber Arthur," sagte Lorizon, „schon seit Sie Ihrer Junggesellen-Mission untreu wurden."

„Ich suchte eine Abwechslung," erwiderte Panther, „aber es ist wahr, lange nicht gesehen, lange. Alles ist lange auf dieser Welt, besonders die Zeit."

Einer Gegenäußerung war man dadurch überhoben, daß sich alle Blicke auf den in der Nähe auftauchenden Hofrath richteten, der behäbig seines Weges daher wandelte. „Schlimme Neuigkeiten!" war das Erste, was er sagte, als er die Uebrigen erreicht hatte.

„Ist die Theaterprobe in der Scheune schlecht ausgefallen?" fragte Clotilde.

„Gar nicht!" erwiderte der alte Herr, „man wollte die Jungfrau von Orleans probiren, aber sie verheirathet gerade heute die dritte Tochter und kam nicht zur Probe."

„Ich hoffe, Papa, das ist das Schlimmste, was zu melden ist," sagte Leonore.

„Ach nein! mein Kind," entgegnete der Hofrath, „wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. Man sagt mir aber, man schreibt mir sogar, daß der Minister brutal gegen mich intriguirt. Und wie sagt Lessing? „Wer da nicht sein Amt verliert, der hat keines zu verlieren."

„Da hätten Sie ja eine Abwechslung!" rief Panther, beinahe im Tone des Neides.

„Schöne Unterhaltung!" sagte der Hofrath ärgerlich, „das Theater und die Küche waren meine Leidenschaften. Nun kann ich Küchenjunge werden, oder auch ein zweiter Shakespeare: vor dem Theater den Leuten die Pferde halten und den Wagenschlag öffnen."

„Haben Sie es niemals mit der Wissenschaft versucht?" fragte Panther, „amüsirt das nicht?"

„Ich studire gerne Natur und Völkerkunde," sagte der Hofrath, „und befinde mich gerade in Central-Afrika. Ich kann aber nicht herausbringen, wie es bei den

Negern mit dem Theater beschaffen ist und wenn sie Comödie spielen, welches Roth die Mohrinnen auflegen. Aber lassen wir jetzt alle schwarzen Gedanken, vorläufig möchte ich frühstücken. Es scheint mir die höchste Zeit."

Panther zog seine Uhr. „Wie die Zeit vergeht!" seufzte er, „es ist erst acht Uhr."

Der Hofrath und seine drei Damen, denen sich Clotilde und ihr Mann anschlossen, brachen auf, um sich nach dem sogenannten Dianenhof zu begeben, einer Bauernwirthschaft im Walde, wo sich die Badegesellschaft Morgens und Abends gerne versammelte.

Lorizon und Klemmer blieben zurück. Clotilde zögerte ein wenig, sich den Vorausgegangenen anzuschließen, um Lorizon rasch und heimlich zu sagen, daß sie ihn dringend zu sprechen wünsche und daß es seine Aufgabe wäre, zu versuchen, ob er sie nicht während des Tages irgendwo allein treffen könne. Schon wendete sich Panther nach ihr um mit den ungeduldigen Worten: „Du hast doch immer Privatangelegenheiten, Clotilde."

4. Geständnisse.

Die kleine Gesellschaft, die zum Dianenhof schritt, sonderte sich in drei Paare. Voran gingen Leonore und Waltraud, ihnen folgten die Hofräthin und Clotilde und die beiden Herren bildeten den Nachtrab. Als hätte sich derselbe Stimmungsgeist über die drei Paare gebreitet, ohne daß eines sich darüber mit dem anderen verständigte, ging das Gespräch bei jedem in Geständnisse über.

„Welcher Winter des Mißvergnügens hat Sie eigentlich in das Bad geschneit, liebe Hofräthin," fragte Clotilde, „in der Stadt würde sich jetzt vielleicht besser wirken lassen."

„Ja, Winter ist angebrochen im Amt meines Mannes," seufzte die Hofräthin, „seine Kanzlei ist zugefroren. Er möchte jedoch, daß es vorerst den Leuten nur so vorschwebe. So kommt er vor acht Tagen Morgens in mein Zimmer und sagt: „Malchen, weißt Du etwas Neues? Ich bin, wie es im Zeitungsstyl heißt, nicht unbedeutend erkrankt." — „Blitz!" sag' ich, „ein köstlicher Einfall! Der Verstand kömmt nicht mit dem Amt, sondern erst mit der Pension." — „Das wäre schon gut," meinte er, „aber das schreckliche Zuhausebleiben und heimliche Soupiren!" — „Du mußt doch noch etwas mehr Pension bekommen," sag' ich, „wie kann Dir denn nicht einfallen, in ein Bad zu reisen? Wozu sind denn sonst die Bäder? Das sind die Sommer-Redouten, die Krankheit ist nur der Domino. Und wie wird es unserer armen Tochter gut thun, hinauszukommen in's Grüne!"

Der neben dem Baron Panther rückwärts schreitende Hofrath hörte Bruchstücke dieser Mittheilung. Er verfiel dadurch auf den Gedanken, seinen Begleiter in der Angelegenheit in Anspruch zu nehmen.

„Ich bin froh, lieber Baron," sagte er, „daß ich Sie einen Augenblick allein sprechen kann. Haben Sie schon auf der Reise hierher gehört, daß ich halb und halb in Disposition gestellt bin?"

„Kein Wort!" betheuerte Panther.

„Es ist noch nicht officiell, es kann noch abgewendet werden, wenn Sie mir Ihren Einfluß schenken."

„Ich?"

„Niemand wirksamer als Sie, Baron. Sobald Sie sich nur einmal wieder am Hofe zeigen wollen, machen Sie Alles gut."

„Wie wurde es denn schlimm?"

„Auf unglaubliche Art!" rief der Hofrath erregt; „was ich dem Staate geleistet, sagt Ihnen mein Name. Ich hieß ursprünglich nur Sturm und ward ein Sturmwall. Ja, an dieser Brust — und der Hofrath blieb einen Augenblick stehen — an dieser Brust, wie Sie hier sehen, brachen sich die Wogen der Neuzeit. Plötzlich hieß es, Se. Excellenz unser Minister des Innern wären liberal geworden. Mir muß man so etwas nicht sagen. Zwar blieb nicht zu läugnen, daß der Minister seit Kurzem in der Kammer auf dem linken Ohr besser hörte, als auf dem rechten; das mußte aber einen auswärtigen Zweck haben und konnte nicht inwendiger Liberalismus sein. Je lauter er daher seinen Räthen von Fortschritt sprach, desto stiller lächelte ich und reservirte mich für die Zukunft. Und als er mich eines Tages in Gegenwart aller höheren Beamten beinahe anschrie: „Sturmwall, Ihre Referate stimmen nicht zu den neuen Maßregeln!" da dachte ich, solches Schreien hört man auswärts und lächelte wieder. Nun ließ er mich in sein Privatcabinet rufen und setzte mir die Nothwendigkeit der liberalen Wendung auseinander. Er sprach sehr laut, folglich blickte ich verstohlen in alle Winkel, um den heimlichen Lauscher zu erkennen, für den der Minister auswärtige Freiheit machte. Als er dies merkte, lächelte er, stand auf, klopfte mir verständnißreich auf die Schulter und sagte mit leiser Stimme: „Sturmwall, ich habe Ihnen etwas in's Ohr zu raunen!" — Aha, dachte ich, jetzt sieht er endlich ein, daß man mir die Wahrheit sagen muß — und folgte ihm in den dunkelsten Winkel. Dort, was meinen Sie, daß er mir sagte?"

Panther gähnte. „Ich bin kein Diplomat," antwortete er verdrießlich, „nicht im Stande zu errathen."

„Ganz leise, daß ich es kaum verstand, flüsterte mir Se. Excellenz in das Ohr: „Sturmwall, ich bin wirklich — verstehen Sie? wirklich! — liberal; jetzt wissen Sie es als Staatsgeheimniß, jetzt werden Sie es glauben." Ich war aus den Wolken gefallen. Das war nichts Auswärtiges, das war inwendig. Eh' ich aber noch meine Bereitwilligkeit äußern konnte, von diesem Augenblicke angefangen nach Tyrannenblut zu dürsten, wisperte er mir ebenso leise zu: „Reichen Sie Ihr Pensionsgesuch ein." Ich that es natürlich. Noch ist nichts entschieden. Denken Sie aber, mein Bester, wie glücklich die Sache noch gewendet werden könnte."

Panther, der nichts so sehr fürchtete, als die Langeweile einer amtlichen Auseinandersetzung, wurde aus Angst genial genug, den Hofrath bei einem anderen seiner vielfachen Interessen, bei dem für die Küche zu fassen, indem er sich in eine Erörterung der culinarischen Beschaffenheit aller am Orte befindlichen Hotels einließ.

Indessen waren auch die jungen Damen, welche die Avantgarde bildeten, zu traulichem Gespräch und zu vertraulichen Geständnissen gekommen. Leonore hatte nämlich, von unwiderstehlicher Sehnsucht nach diesem Thema getrieben, zu Waltraud gesagt: „Vorlautes Kind, jetzt sind wir weit genug voraus, jetzt darfst Du sprechen. Wann und wo sahst Du mich erröthen?"

Waltraud hatte altklug gelächelt, endlich stimmte sie statt der Antwort das Lied an: „O Richard, o mon roi!"

Leonore fuhr mit dem Tuch über ihr Gesicht, daß man die Farbe desselben nicht sogleich erkennen konnte, dann sagte sie sehr ernsthaft: „Lorizon ist mein Vetter.“

„Erröthest Du darüber, einen Cousin zu haben?“ erwiderte Waltraud.

Erst nach einer Pause sprach Leonore: „Wenn Du nicht ein Kind wärest —“ und hielt inne.

„Nun?“ forschte das Mädchen und als keine Antwort erfolgte, fuhr die Kleine fort:

„Ich bin gar kein Kind mehr. Mich drückt ein Geheimniß, das ich Dir gerade jetzt nicht enthüllen kann und das mich ganz aus dem Backfischthum herausreißt, soweit ich überhaupt noch darin stecke.“ Und nach einigem Schweigen sprach sie mit ernster Naivetät weiter: „Mich hat das Gespräch mit dem jungen Amerikaner, den ich zum erstenmale sah, sonderbar bewegt. Wir sprachen von ganz gleichgiltigen Dingen und dennoch wurde ich mir erst im Gespräch mit ihm der Wichtigkeit dessen bewußt, was ich Dir noch verschweigen muß. Vertraue mir, wenn ich auch Dir noch nicht vertrauen kann. Sage mir genau, in welchen Beziehungen Du zu unserem Vetter Lorizon stehst.“

Waltraud warf sich nach diesen Worten auf eine am Wege stehende Bank. Der Ton, in dem sie gesprochen, war ein bisher bei ihr nie vernommener, trauriger gewesen und Thränen glänzten jetzt in ihren Augen, als sie zur Gräfin aufblickte. Diese fand sich dadurch unwillkürlich zu einem Ernst bewogen, der ihr dem jungen Mädchen gegenüber noch immer fremd gewesen.

„Lorizon,“ sagte die Gräfin, während Waltraud aufstand und mit ihr weiter schritt, „war der Einzige, der über meinen Gatten einigermaßen Gewalt hatte. Er hielt ihn zu Hause, wenn er wieder im Begriffe war, für lange Zeit, weiß Gott wohin, zu verschwinden. Er mäßigte, er beseitigte den Spott, mit dem mein Mann gerne von meiner bürgerlichen Herkunft sprach. Ich gewöhnte mich an Lorizon, ich vermißte ihn nach dem Tode meines Mannes. Ich habe Lorizon auch seitdem erst hier wiedergesehen, kaum gesprochen und inzwischen auch nichts von ihm erfahren, ausgenommen Eines —“

„Das ist?“ fragte Waltraud.

„Ich will Dir es sagen,“ entgegnete Leonore, „aber unter der Bedingung, daß wir dann nicht mehr darüber sprechen. Ich habe erfahren — daß ich ihn liebe.“

5. Clotildens Einsamkeit.

Einen Tag blos hatte Richard von Lorizon zur Erfüllung der Aufgabe erhalten, die ihm Clotilde stellte: — sie allein zu treffen. Zu diesem Zwecke hatte er seinen Bedienten, einen gewandten Burschen von zwanzig Jahren, den er in die Livree eines Groom gesteckt, Spionendienste verrichten lassen. „Zephyrin“ wurde dieser Bursche gerufen, und klein von Gestalt, schmiegsam wie ein Aal, zudringlich wie ein Gläubiger, war er der diable boiteux, dem an diesem Badeorte die Dächer der Häuser durchsichtig wurden. Ihm wäre es gelungen, des Augenblickes habhaft zu werden, in welchem man Clotilde in ihrem eigenen Hause oder im Freien zu

einer geheimen Zwiesprache hätte aufsuchen können, wenn nur ein solcher Augenblick überhaupt eingetreten wäre.

Wenn die Sonne sich gegen Westen neigt, erhalten in den meisten deutschen Bädern der Brunnen und die sich daran schließende Promenade ein anderes Aussehen, als sie den ganzen Tag über zeigen. Zwar sind sie schon am Morgen belebt, aber nur von einem geräuschvollen und ungenirten Gewühl ohne ausgesprochenen Charakter. Während der Tagesstunden vereinsamt, so daß sie um diese Zeit der beste Ort für eine geheime Zusammenkunft sind und Zephyrin in der That oft ausgelugt hatte, ob er Clotilde nicht dort ertappen könne, werden Brunnen und Promenade gegen Abend der feierliche Ausstellungsraum weiblicher Toiletten, in dem vollsten und blendendsten Glanz des Pfauenrades. Die vornehmsten, gesuchtesten und geputztesten der Damen halten förmlich Hof und zahlreich, aber mit Grandezza umringt sie die ehrfurchtsvoll sich verbeugende Herrenwelt.

Undurchdringlich hatte sich ein solcher Kreis um Clotilde gebildet, die durch die geschmackvolle Pracht, mit der sie sich kleidete, und den pikanten Reiz, den ihre frühere Beziehung zum Theater ihr noch immer verlieh, große Anziehungskraft auf beide Geschlechter übte. Dem weltgewandten Lorizon, der an der Stelle vorbeikam, wo sie Hof hielt, lag es nahe, diesen Augenblick, in welchem sich Baron Panther nicht bis zu ihr durchdrängen konnte, weil es für einen Gatten lächerlich gewesen wäre, als denjenigen Moment anzusehen, in welchem sie eigentlich allein war.

Sie verstand in der That sein Erscheinen in diesem Sinne. Mitten in der Welt sagt man sich am besten Geheimnisse, weil Niemand recht auf dasjenige achtet, was zu Allen gesprochen zu sein scheint. „Sie suchen mich in meiner tiefsten Einsamkeit auf," sagte sie ihm nach der ersten Begrüßung, „denn die Gleichgültigen sind überhaupt nicht vorhanden; ich bin sehr allein."

Es gelang ihm, sich in der Art in ihrer Nähe zu postiren, daß sie, wenn auch fortwährend durch gesprochene oder angehörte Zwischenreden unterbrochen, ein den Andern unvernehmbares ziemlich zusammenhängendes Gespräch mit ihm führen konnte.

„Ich bin entzückt, Sie so allein zu treffen," sagte er.

„Sie sprechen als ein edler Ritter," erwiderte sie rasch, „der stets entzückt ist, wenn er seinem Feinde endlich gegenüber steht."

„Sie wollen doch wohl damit nur sagen, daß Sie mich befehden. Denn daß ich Sie —", er wurde von Zwischenreden der Andern unterbrochen. Als sie sich wieder zu ihm wenden konnte, sagte sie:

„Ich übe nur Gegenwehr. Die kleine Intrigue, die man der ehemaligen Schauspielerin bei Hofe entgegensetzte, war zu geistreich angelegt, als daß ich Sie nicht für den anonymen Verfasser halten sollte. Vertheidigen Sie sich nicht, sonst nehmen Sie mir den letzten Rest von Glauben, daß man Sie bei mir verleumdet hätte. Aber ich räche mich! O man könnte eine Eisenbahn bauen, blos der Kohlen wegen, der glühenden, die ich auf Ihr Haupt legen will."

„Ich bin gespannt —"

Er mußte eine Weile warten. „Sie kennen das Wort," wendete sie sich endlich zu ihm, „keine Kohle so heiß, als eine stille Liebe, von der Niemand nichts weiß. Und da es heutzutage keine Liebe mehr gibt, von der Niemand etwas wüßte, so —"

„So gibt es auch keine mehr, die —"

„So habe ich auch die Romanze erfahren — kurz, man hat Sie laut an Waltraud von Kornell denken gehört."

„Wie ist dies möglich?" fragte er, in der That ein wenig überrascht.

„Lassen Sie dies meine Sache sein!" versetzte sie, „aber weil Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten nicht zu kümmern brauchen, so wünschte ich, daß Sie sich ein wenig in die der Gräfin mischten."

„Leonore! Hat das harmlose Wesen überhaupt eine Angelegenheit?"

„Sie ist Ihre Cousine und ich weiß, daß sie keinen Schritt thun wird ohne Ihren Rath. Sie braucht einen reichen Mann so nothwendig wie ein Parasol. Ich habe ihr den jungen Amerikaner, den californischen Krösus Constantin Klemmer ausgesucht."

Und immer inzwischen den Andern antwortend, neue Ankömmlinge begrüßend, nickend und lachend bewies Clotilde dem Vetter der Gräfin die Nothwendigkeit, die Pflicht, dieser eindringlich zu Gemüthe zu sprechen. „Mir geht die Bedrängniß der Familie, die Dürftigkeit, der sie nun durch die Pensionirung des Hofraths ausgesetzt wird, wirklich nahe — und was mich betrifft, so will ich Frieden haben und damit komme ich auf das Wichtigste."

Bezeichnend für die Weise der Menschen überhaupt war es, daß Clotilde von diesem Augenblicke an, da eine Sorge sie beschäftigte, die nur sie selbst und nicht mehr die Gräfin betraf, auf die Umgebung weniger Rücksicht nahm, so daß Jedermann merkte, sie wolle mit Lorizon allein sein und Alle sich nach und nach discret zurückzogen.

„Sie wollen den Frieden haben und rüsten — eine neue Ehe," sagte Lorizon lächelnd.

„Ich rüste den Krieg," rief sie mit mehr Eifer als bisher, „aber zu meinem Vortheil, den Krieg gegen das Ungeheuer, das sich meinem Arthur an die Ferse heftet; obgleich es nichts ist als eine riesige Langeweile, nimmt es mir doch gar zu oft die Gestalt unerträglicher Eifersucht an. Er brauchte alle Tage ein Duell, deren er schon zwanzig sinnlose hatte, um sich nur einigermaßen zu unterhalten. Ich fand hier ein Billet vom Vicomte de Seron, es ist so arglos, daß ich es auf dem Tische liegen lassen könnte, aber nein! ich muß es bei mir tragen, um keine Scene zu haben. Wissen Sie mir also Jemand, der im Stande wäre, meinen Mann zu amüsiren?"

„Womit?" fragte Lorizon.

„Wenn ich dies wüßte!" rief sie, „ich bestiege täglich einen Luftballon, wenn ihn dies amüsiren könnte. Indessen genügte es für den Augenblick, wenn sich ein Mann von einigem Titel fände, der ihm die Chronik der Badegäste zu erzählen wüßte — Bildung wäre kein Hinderniß."

„Ich werde darüber nachdenken," sagte Lorizon und nach einigen Augenblicken setzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu: „Einen Gesellschafter für Baron Panther, ich glaube, ich habe ihn bei der Hand."

Jetzt hatte aber der Baron bemerkt, daß sich der Kreis um seine Frau gelichtet, und da er sie zugleich in eifrigem Gespräch mit einem jungen Manne sah, beeilte er sich, hinzuzutreten.

„Ich habe die Tabelle der Postcourse auswendig gelernt," sagte er ernsthaft, „und weiß genau, auf welchem Wege man am besten von hier fortkommt. Wir könnten abreisen."

„Wie!" rief Clotilde, der in Rücksicht auf die Familie des Hofraths nichts unangenehmer hätte sein können; „wie! abreisen! Und in dem Augenblicke, da uns Herr von Lorizon die interessanteste Bekanntschaft der Welt verspricht! Ich meine den Mann mit der Badechronik. Wie ist denn sein Name?"

„Sein Name — sagte Lorizon, ein wenig verlegen, — sein Name, ja, er nennt sich Topp, ein junger Holländer, ein Mynheer van Topp."

„Ein kurzer Name," murmelte Panther, „die Zeit vergeht nicht, wenn man ihn ausspricht."

Und er reichte seiner Frau den Arm. Lorizon nahm Abschied.

6. Zephyrin.

Die Sommernacht gleicht einem fröhlichen Kinde, dessen helle Augen sich nicht zum Schlummer schließen wollen. Es will an einem heißen Julitage zwischen dem Untergang und Aufgang der Sonne eigentlich nicht Nacht werden. Selbst die Pflanzen scheinen nicht zu schlafen. Eine geheime Unruhe, ein Trachten, den unterbrochenen Tanz der Lebenslust wieder aufzunehmen, bewegt die Natur; und das Menschenherz, wenn ihm der Tag nur die geringste Ursache zur Erregung gegeben hat, stimmt gerne in die heitere Feindschaft gegen Ruhe und Schlaf ein. Lorizon saß die halbe Nacht auf seinem Balcon, sog den Duft der Linden ein, der zu ihm aufstieg, und prüfte die Helle des Sternenlichts, indem er von Zeit zu Zeit das Zifferblatt seiner Uhr betrachtete. Dies geschah in einer fast unwillkürlichen Mahnung der Gewohnheit, das Bett bei Nacht, wenn auch noch so spät, aufzusuchen, während er immer wieder in ein gedankenloses Hinbrüten verfiel, das ihn auf seinem Sitze festhielt.

Gleich den beiden Eimern des Brunnens, die auf- und niedersteigen und von denen immer einer in der Tiefe verschwunden ist, wenn der andere seine Höhe erreicht hat, lösten sich in der Seele des jungen Mannes die Gestalten Waltrauds und Leonorens beständig ab. Das blonde Mädchen, das als eine Kornell zu seiner Verwandtschaft gehörte, hatte er gekannt seit es auf der Welt war. Waltraud hatte stets die besondere Gunst ihres „Onkels", des Grafen Kornell, des verstorbenen Gatten Leonorens besessen, der seinem Vetter Lorizon mit Wehmuth gestanden hatte, daß er Waltraud geheirathet haben würde, wenn sie nicht so arm gewesen wäre, wie er selbst.

„Du aber, Richard, bist reich," hatte der Graf ausgerufen; „Dank Deiner verwünschten Solidität, die Dich zuweilen so ennuyant macht. „Ich denke mit Entsetzen daran, daß Waltraud, wie so viele arme Mädchen unserer Tage, genußlos und ungenossen verblühen könnte. Versprich mir, Richard, sie zu heirathen, sobald Du von Deiner amerikanischen Reise zurückgekehrt sein wirst."

Lorizon lachte darüber; er achtete sich viel zu sehr, um eine Verbindung für das Leben aus äußeren Rücksichten zu nehmen. Aber bald stellte sich auch eine innerliche Mahnung ein, dem Grafen Gehör zu schenken. Von Tag zu Tag erhob sich mächtiger in Lorizons Herzen die Neigung zu — Leonore. Leidenschaftlicher

Kampf zwischen Liebe und Freundschaft durchtobte seine Brust — und als ihn so in einem Augenblicke trunkenen Empfindens der Graf wieder mit seinem Eheplan bestürmte, vielleicht selbst durch einen eifersüchtigen Argwohn gefangen genommen, gab Lorizon hastig sein Ja; er erbot sich, nach seiner Rückkehr aus Amerika um Waltraud zu werben — und als der Graf, von seiner verwandtschaftlichen Fürsorge um das Mädchen immer weiter getrieben, Lorizons Ehrenwort verlangte, hielt der Cavalier auch mit diesem nicht zurück. Sah er doch selbst in einer solchen Verbindung die einzige Möglichkeit, um den Sturm überwältigender Gefühle zu sänftigen. Nach seiner Heimkehr fand er den Grafen Kornell nicht mehr unter den Lebenden. Zu viel Edelmann, um sich deshalb seiner Schuld für quitt zu erachten, obgleich sein Versprechen keinen andern Zeugen als den Grafen gehabt hatte, benutzte er den Badeaufenthalt, um Waltraud auf eine zarte und discrete Weise in Kenntniß zu setzen, daß er die Absicht habe, um ihre Hand zu werben.

Der Schritt war ihm schwer geworden; er hatte damit den conventionellen Ehrbegriffen des Gentilhomme ein großes Opfer gebracht. Denn als er Leonore so unerwartet als Wittwe wiedersah, war der schon halbunterdrückte Orkan wieder aufgebraust.

Waltraud mußte aber von seiner Werbung Clotilde in Kenntniß gesetzt haben, die ihm im Gespräch dieses Abends zu seiner Ueberraschung verrathen hatte, daß sie darum wußte. Für Waltraud war die Baronin Panther mehr eine gleichgiltige als sympathische Erscheinung, wie dem jungen Manne nicht verborgen geblieben war. Für eine Sache jedoch, die man einer gleichgiltigen Person anvertraut, hat man gewiß auch keine Sympathie. Sollte Lorizon aus dem Umstand, daß Waltraud gerade die Baronin Panther in das Geheimniß seiner Werbung eingeweiht hatte, die Hoffnung schöpfen dürfen, das Mädchen werde die Werbung zurückweisen? Er hätte dann das Seinige gethan und zu Unmöglichem konnte er sich nicht verpflichtet haben.

Andererseits war ihm nur zu genau bekannt, daß die Angehörigen Waltrauds ihr zu dieser vortheilhaften Partie rathen werden, daß aber hauptsächlich der Wunsch, dem unangenehmen Verhältniß zur Stiefmutter zu entrinnen, das Mädchen bestimmen könnte, die Hand ohne das Herz zu vergeben. In diesem Falle blieb seiner Zuneigung für Leonore keine andere Bethätigung übrig, als die schöne, unglückliche Frau zu überreden, in der Verbindung mit dem reichen Deutsch-Amerikaner eine letzte Rettung für sich und ihre Eltern zu suchen.

Constantin selbst, dachte Lorizon, werde Feuer und Flamme für diesen Gedanken sein; wollte der von den transatlantischen Sitten und Gewohnheiten nicht sehr erbaute Crösus doch um jeden Preis eine Frau heimführen, fähig, sein Haus mit den eleganten Lebensformen europäischer Erziehung auszustatten.

So hätte eigentlich Clotilde für alle Theile das Verständigste angeregt.

Mit diesem Gedanken verließ endlich Lorizon den Balcon, voll Eifer auch seinerseits der praktischen Baronin den versprochenen Dienst zu leisten, zum Lohn für den Antheil, den sie an Leonorens Geschicken nahm. Zu seinem Erstaunen fand er im Schlafgemach den Groom Zephyrin noch seiner warten, den Mann eben, der ihm dazu verhelfen sollte, den Wunsch Clotildens zu erfüllen.

„O, ich kann nicht einschlafen," erwiderte Zephyrin auf den Ausdruck der Verwunderung Lorizons, „wenn ich nicht früher noch ein wenig conversirt habe, und nöthigenfalls begnüge ich mich zu diesem Zweck sogar mit meinem Herrn.

Lorizon warf sich in den Lehnstuhl. „Ich habe wirklich mit Dir zu sprechen," sagte er, „darum setze Dich. Ich will vor Allem sehen, ob Du im Stande bist, in eleganter Manier Platz zu nehmen."

Und da der Groom dies mit aller Leichtigkeit ausführte, fuhr Lorizon fort: „Zephyrin, ich habe Dich auf Empfehlung des Curhaus-Inspectors in meine Dienste genommen. Er ist selbst ein rechtschaffner Gauner und ich halte deshalb auch Dich für einen redlichen Pfifficus."

Zephyrin verbeugte sich graziös: „Redlich bin ich gewiß, sonst müßte ich es in den zwanzig Jahren, seit ich den Beruf habe, die Nothwendigkeit meines Daseins zu behaupten, schon zu etwas Größerem gebracht haben, als zum kleinen Groom."

„Ich möchte Dich zu etwas Gescheidtem gebrauchen, darum muß ich wissen, wohin eigentlich Dein Ehrgeiz zielt."

„Als Sohn eines Mitgliedes des hiesigen Bade-Orchesters habe ich von Natur aus ein künstlerisches Ziel. Musikalische Studien gab ich bald auf, um meinem armen Vater nicht Concurrenz zu machen. Nachdem ich die hiesigen wissenschaftlichen Institute absolvirt hatte —"

„Wissenschaftliche Institute im Bade?"

„Wir besitzen zwei Leihbibliotheken. Nachdem ich sie gründlich erschöpft hatte, warf ich mich auf die Literatur."

„Sie hat Dich wohl wieder abgeworfen?"

„In Wahrheit wirft sie nichts ab. Ich versuchte es zuerst die hiesige Curliste durch ein neues Unternehmen zu verdrängen und zwar auf hoch conservativer und in Betracht meiner Mittel auch hypothetischer Grundlage. Ach, es war ein gemüthliches Blatt und dennoch voll Würde. Unter dem Titel „Der politische Brummbär hinter dem Ofen der Jetztzeit" erlebte es Einen Jahrgang und dieser Jahrgang Eine Nummer."

„Nun, das ist doch immer etwas."

„Gewiß. Ich war durch diesen geringen Erfolg zur Ueberzeugung gekommen, daß die Journalistik ein Krebsschaden unserer Zeit ist. Ich versuchte es nun ein Theater zu leiten und wurde einstweilen, zur Vorbereitung, Coulissen-Arrangeur bei der hiesigen Sommerbühne. Ich mußte aber bald meine Entlassung nehmen, da das Unglück wollte, daß einmal ein Wald mit mehreren Seitenthüren erschien. Nun blieb mir von höheren Berufszweigen nichts mehr übrig als die Philosophie."

„Nach welchem System?"

„Mein Vater sagte mir: Ich habe schon das Aeußerste für Dich gethan, was ein Vater seinen Kindern zu leisten vermag, indem ich dafür sorgte, daß Du an einem Badeort geboren wurdest. Du brauchst Europa nicht zu bereisen, Europa reist zu Dir. Beobachte, forsche, lauere den höheren Ständen das Geheimniß ihrer Herrschaft ab, indem Du ihnen vorerst dienst. Und so —"

Zephyrin hielt inne. „Und so wardst Du Bedienter," ergänzte Lorizon.

Mit Pathos und Belesenheit sagte Zephyrin: „Sie sind es, der es gesagt hat. — Ich habe als solcher die Welt kennen gelernt, als ob ich seit Jahren die Hauptstädte besuchte. Ich kenne die mystères aller Städte und die misères aller Städter, vor Allem aber die Memoiren aller Badegäste."

„Das ist es gerade, was ich brauche," rief Lorizon, „und wie steht es mit den Sprachen?"

„Ich spreche leidlich französisch und spreche englisch wie ein geborner Engländer, der das Unglück hat, stumm zu sein. Das Bad hier gehört noch nicht zu den Zielpunkten der Britten, wenn sie auf Reisen gehen, um den Continent melancholisch zu machen. Aber holländisch lernte ich gründlich von einem Stammgast des Bades, dem lustigsten alten Herrn, dem ich jemals diente —"

„Halt!" rief Lorizon, „ich hörte Dich zufällig in dieser Sprache und darum kam mir der Gedanke — lasse Dich morgen von Kopf bis Fuß wie ein Gentleman kleiden, schaffe Dir auch ein convenables Bärtchen an. Du erwachst morgen als ein reicher junger Holländer und führst den Namen van Topp. Das Weitere wirst Du erfahren."

7. Die Werbung.

Zwei junge Männer, die, gesund und lebenslustig, von den Umständen veranlaßt werden, an einem Orte zu verweilen, dessen Sitten und Einrichtungen ausschließlich den Kranken gewidmet sind, kommen sich wie Feinde der Gesellschaft, wie heimliche Verbrecher vor, wenn sie in Diät und Lebensweise ihre alten Gewohnheiten fortsetzen wollen. So hatten sich Richard und Constantin fast zaghaft und verstohlen zu einem Frühstück im Hotel um zehn Uhr Vormittags zusammengefunden.

Die Teller waren abgeräumt, die Flaschen standen auf dem Tische, die Cigarren dampften und die Freunde schwiegen. Jedem lastete etwas Schweres auf der Seele, das den sonst so hell und lustig rauschenden Redestrom nur tropfenweise durchsickern ließ.

Dieser Zwang und Druck war wesentlich Folge und Wirkung der Manöver, welche die reizende Baronin Panther, die stets zum Durcheinanderweben fremder Lebensfäden angeregt war, schon an diesem Morgen am Brunnen gegen beide Männer hatte spielen lassen.

Zunächst hatte sie dem armen Constantin das Gemüth mit den düstersten Wolken überschattet, indem sie ihm eine große Leidenschaft entdeckte, von welcher sein Freund Lorizon für die schöne blonde Waltraud von Kornell ergriffen wäre. Sie hatte diese Liebe mit so glühenden Farben geschildert, daß Constantin fest überzeugt war, das Lebensglück seines Retters hinge von der Verbindung mit diesem Mädchen ab. Seiner Freundschaft, seinem dankbaren Herzen schien nun nichts mehr übrig zu bleiben als eine entschiedene und stillschweigende Entsagung, so lautlos, aber auch so bestimmt wie seine Gefühle selbst waren, soweit sie das schöne, junge Mädchen betrafen.

Als nun Clotilde der Schilderung dieser angeblichen Liebe den Vorschlag folgen ließ, Constantin möge nach der Hand der verwittweten Gräfin streben, hatte er sich zuerst mit schweigender Entrüstung von diesem Gedanken abgewendet. Später, auf einem einsamen Gange im Walde darüber nachdenkend, sagte er sich, ohne recht selbst zu wissen, daß er damit nur einer latenten Verzweiflung Ausdruck gab: „Ja, es sei so! Ich werde mich dem ungeliebten Weibe verbinden. Möge ein ernster Lebenszweck mich lehren, ruhiger zu verzichten. Waltraud, meine erste, wahre, einzige Leidenschaft —

zu spät! Waltraud ist das Ziel des Freundes, der für mich dem Tode nahe war. So sei denn das Opfer stumm und stark gebracht. Aber hätte er auch hundert Leben für mich eingesetzt, ich wäre ihm jetzt nichts mehr schuldig."

Nachdem sie dem arglosen Constantin diese Brandrakete in die Seele geworfen hatte, wandte sich Clotilde zu Lorizon. Von Neuem stellte sie ihm die Nothwendigkeit einer Verbindung Leonorens mit dem reichen Amerikaner dar. „Aber," sagte sie, „die Gräfin hat in ihren schönen unschuldigen Augen keinen Blick. Man sieht es ihr völlig an, daß sie nicht sieht, mögen ihre Augen auch noch so aufmerksam auf einem Gegenstand zu ruhen scheinen, wenn dieser Gegenstand ein Mann ist. So konnte ich wiederholt wahrnehmen, wie sie Ihren Freund sah und zugleich nicht sah. Es ist auch nicht aus ihr herauszubringen, ob er irgend einen Eindruck auf sie übte. Und der Amerikaner ist viel zu steif oder eigentlich schüchtern, um selbst etwas Entscheidendes zu thun, obgleich er, wie nicht zu zweifeln, für Leonore glüht. Soll sich die Sache nicht verzetteln, soll der Mann nicht, eh' wir es uns versehen, so ledig wie er kam, also lediglich dem Geschäft ergeben, wieder auf dem Ocean schwimmen, so müssen Sie rasch eintreten, Herr von Lorizon, Sie müssen bei Leonore im Namen Ihres Freundes werben; Sie sind es Ihrer Cousine schuldig, dafür zu sorgen, daß sie nicht ihr letztes mögliches Lebensglück verträume und verzettle."

Lorizon schied mit dem Versprechen, noch an demselben Tage bei Leonore für Constantin zu werben, nachdem er erst diesen gesprochen und sich seiner Beistimmung versichert haben werde.

Allein das Frühstück war vorüber und noch hatte keiner der jungen Männer das Thema berührt, das ihn doch im Innern allein beschäftigte. Endlich sah Richard auf die Uhr und sagte: „Ich besuche die Gräfin heute. Es ist doch gut, daß ich Dich noch sehe, ich hätte Dich am Ende gar nicht gefragt. Aber die Baronin spricht für Dich und sie muß am besten Deinen Willen kennen. Du hast sie ja zu Deiner Vertrauten gemacht, Du hast ihr Deine Neigung für Leonore bekannt."

„Neigung? Hm! Ich habe ja Leonore kaum zweimal gesehen. Aber ich bin jetzt nüchtern wie eben ein amerikanischer Geschäftsmann. Als solcher brauche ich eine Frau. Du weißt, daß ich mir dabei gerne den Parfum unserer alten Gesellschaft in die neue Welt mitbrächte. In der Gesellschaft Amerika's riecht eben Alles wie neu angestrichen."

„Leonore ist zwar bürgerlichen Ursprungs, aber in dieser Beziehung kann sie Dir Alles leisten. Ich gestehe Dir, Constantin, sie ist mir werth, unendlich werth. Welches Leben denkst Du ihr zu bereiten?"

„Sie ist Wittwe, sie hat wohl auch viel des Bittern erfahren müssen. Darum wird sie sich wohl fühlen in der gemäßigten Zone der Empfindung, die ich ihr entgegen bringen könnte. In dieser Zone blüht ihr eine dauernde Verehrung, ein prosaisches zwar, aber sicheres Glück."

„Constantin, es scheint, daß Du in solchen Dingen nur Weibern gegenüber die ganze Wahrheit sprichst. Mir willst Du eine gemäßigte Zone weiß machen und Clotilde versichert, daß Du für Leonore pures Central-Afrika bist. Indessen, mir wäre es beinahe lieb, wenn Dein Liebesklima etwas kühler wäre als ich glauben muß."

„Warum wäre Dir dies lieb?"

Lorizon schwieg eine Weile, sehr ernsthaft und aufmerksam das Rauchwölkchen betrachtend, das er in die Luft geblasen hatte.

„Ich weiß nicht," sagte er endlich, „vielleicht weil ich selbst blos mit Reisen mich abzugeben gezwungen bin. Wenn Clotilde mir nicht heute am Brunnen unter Anderm auch gesagt hätte, daß man mit meiner Absicht auf Waltraud einverstanden —"

Constantin stand heftig vom Tische auf: „Ich bin es gar nicht gewohnt," sagte er wie zu seiner Entschuldigung, „daß zwischen Männern so viel von solchen Geschichten gesprochen wird. Thue, was Du willst. Ich will nur Resultate hören oder gar nichts. Verdammte europäische Weichlichkeit!"

Und er eilte wie ein Beleidigter davon.

Lorizon aber ging seufzend den schweren Weg zur Geliebten, um durch seine Beredtsamkeit die Hand der schönen Frau, um die er am liebsten für sich selbst geworben hätte, einem Andern zu gewinnen.

Leonore saß auf der schattig überdeckten Veranda ihres Wohnhauses, umgeben von Stickrahmen und Büchern, zu ihren Füßen den in der Mittagsschwüle brütenden Garten, der manchmal mit einem Summen oder Rauschen aus dem Traume zu sprechen schien. Die Stille solcher hellen Stunden, wenn der Sommertag seinen Lichtrausch ausschläft, überzieht ein unglückliches Gemüth mit besonderer Wehmuth; es empfängt von diesem monotonen Schweigen den Eindruck, als ob für ewig Alles beschlossen wäre und sich nichts mehr zum Guten wandeln könnte.

Indessen gab sich Leonore in diesem Augenblicke keiner weichlichen Träumerei hin. Von Clotilde bestürmt, eine neue Heirath als eine praktische Pflicht zu betrachten und bei der Erfüllung derselben jede Art von Romantik auszuschließen, war die Gräfin des Besuches gewärtig, bei dem sie Rath erholen wollte, und hatte sich mit dem Entschluß gewaffnet, einen trockenen Ernst walten zu lassen.

„Ich treffe Sie endlich einmal allein," sagte Lorizon bei seinem Erscheinen, „wie lange war dies nicht der Fall, theure Cousine!"

„Clotilde bereitete mich auf Ihr Kommen vor," erwiderte Leonore, „und ich muß Sie ernstlich sprechen, Vetter! Ich habe, da die Eltern in der Sache selbst Partei wären, Niemand sonst, der mir rathen könnte."

„Was ist denn so Ungeheures im Werke?"

„Die Sache ist einfach, und daß ich sie Ihnen ohne Verlegenheit mittheile, beweist, daß mein Gefühl nicht dabei im Spiele ist. Ich bin arm geworden und das Vermögen meiner Eltern ist zu Grunde gegangen. Ihnen brauche ich nicht zu sagen, wie dies kam, Sie kannten Ihren Cousin, den Grafen von Kornell, zu gut. Dazu soll mein Vater den größten Theil seines Einkommens verlieren. Kurz, man räth mir zu einer Verbindung, die mir ein neues Vermögen brächte, zu einer Heirath mit Ihrem amerikanischen Freunde."

„Sie kennen ihn?" fragte Lorizon mit kaum zu besiegender Befangenheit.

Leonore heftete unwillkürlich den Blick auf Richard, eh' sie erwiderte: „Ich habe ihn einigemal gesehen, er ist recht nett."

„So?" rief Lorizon, „und dies besticht Sie, dies traf Ihr Herz?"

„Mein Herz? Verzeihen Sie einer Hofrathstochter das bureaukratische Bild:

mein Herz ist in der Angelegenheit nur Protokollführer, es schreibt Alles getreulich ein, was verhandelt wird, hat aber selbst kein Wort darein zu sprechen."

„Ihr Herz schlägt für keinen Andern," sagte Lorizon aufathmend, „das freut mich."

„Weshalb?"

„Ich will sagen ... ich meine ... es ist mir angenehm, da Ihr Herz noch frei ist, für meinen wackeren Freund Constantin um Ihre Hand zu werben."

Leonore vergaß ihren Entschluß trockenen Ernstes, als sie mit eigenthümlichem Tone fragte: „Sie, Lorizon, Sie werben für ihn?"

„Warum nicht?"

„Es ist wahr," hob Leonore nach einer Pause an, „er ist Ihr Freund, und schon deshalb sollte ich ihn liebenswürdig finden, ja, mich bemühen, ihn der Liebe werth zu finden —"

„O, ich bitte, bemühen Sie sich nicht," unterbrach sie Richard unwillkürlich.

Jetzt war es an Leonore, aufzuathmen, sie klammerte sich an diese Aeußerung als sie rasch antwortete: „Sie wollen mir also als ein treuer Verwandter eigentlich abrathen?"

„Im Gegentheil! Ich habe mir vorgenommen, ich habe ihm versprochen, Ihnen zuzurathen."

Sehr deprimirt schwieg Leonore eine Weile. „Ich weiß ja gar nicht, wie er für mich empfindet," sagte sie endlich.

Feurig rief Lorizon: „O könnte ich die Gefühle ausdrücken, welche bei dieser Frage — — meinen Freund Constantin bestürmen."

„Wen bestürmen diese Gefühle?" fragte Leonore befrembet.

„Meinen Freund natürlich."

„Wie hätte ich denken können, in so kurzer Zeit Eindruck auf ihn gemacht zu haben?"

„Geliebteste seines Herzens! Bedarf es dazu einer Zeit? Ist es möglich, daß ich jemals vergessen könnte, was — er auch nur in diesem Augenblicke empfindet?"

„Wer?"

„Mein Freund natürlich. Wenn es ihm vergönnt wäre, auf diesen seinen Armen trüge er Sie weit — weit —"

Verstimmt unterbrach ihn Leonore: „Sie sollen mir ja nicht seine Liebe erklären' Sie sollen mir rathen, was ich für meine Zukunft thun darf."

„Für Ihre Zukunft gäbe es in der That nichts klügeres," erwiderte Richard, sich zur Ruhe ermannend; „es leben nicht Fürstinnen in Amerika, aber reiche Frauen leben dort ein fürstliches Dasein. Und da mich mein Schicksal zu einer Bestimmung treibt, die — kurz, da ich der Freund dieses wackeren Mannes bin — ich habe ihm einst das Leben gerettet, ich will ihm jetzt den Werth des Lebens retten: reichen Sie ihm Ihre Hand."

Nach diesen Worten brachen die praktischen Entschlüsse Leonorens neuerdings zusammen. Als ob ihr mit dem von ihr selbst erbetenen Rath eine Beleidigung zugefügt worden wäre, stand sie auf und sagte: „Verlassen Sie mich, Herr von Lorizon."

Er erhob sich und sagte noch im Verschwinden: „Einsames Nachdenken wird Sie überzeugen, daß ich Ihnen das Beste rathe."

In großer Aufregung stieg Leonore zum Garten nieder und ging in der fernsten Allee desselben auf und nieder.

„Das Beste glaubt er mir zu rathen," sagte sie sich, „wenn er mich dem fremden, ungeliebten Manne hinwirft. Doch er hat Recht, ich war bisher ein Kind, sagte Clotilde. Jetzt stellt mich das Schicksal auf den offenen Markt hin. Alle erwachsenen Leute sind praktisch und ich soll endlich auch ein Geschäft mit mir machen. Wer kauft mich? Ich sah gestern eine Reihe von Frauen in Putz und Glanz über die erleuchtete Promenade schreiten. Man lächelte spöttisch über die Diamanten der einen Frau, weil man weiß, wie sie erlangt sind, aber man zog den Hut vor dem Titel einer anderen Frau, obgleich man auch weiß, wie er erlangt ist, durch eine conventionelle Heirath, durch Verlachen der eigenen Jugendträume, durch Ertödten der besten Eigenschaften. Es heißt also überall, praktisch sein, und nur die Form macht den Unterschied. Clotilde sagt, welche gebildete Frau darf sich heutzutage mit einer sorgenfreien Existenz begnügen? Wo ist eine, die nicht zum Luxus verurtheilt wäre? Es ist nur natürlich, wenn sie ihn hat, aber es ist ihre gloire, ihn zu erringen. Ich bin ganz ihrer Meinung. Wenn ich es mir nur endlich selbst glauben wollte! Und hinge ich noch durch einen dünnen Faden mit der Welt der Ideale zusammen, so kam jetzt das Ideal selbst mit einer großen Scheere und schnitt den Faden entzwei. Lorizon, gerade er, räth mir zu einer Vernunftheirath. Als ich noch ein kleines Fräulein war, bewog man mich, mit dem Grafen von Kornell Trauung zu spielen. Später erfuhr ich, daß dies die Ehe sei und weinte sehr. Lorizon war es, der mich weinen gelehrt und dennoch —! Nun gut, ich will den amerikanischen Banquier heirathen, hingerissen von der Heldengröße seiner Seele, nicht ohne Glück speculirt zu haben! Allons! Le jour de gloire est arrivé!"

8. Im Schlafgemach.

Ein Gewitter hatte sich eingestellt und war in einen langen, ausdauernden Regen übergegangen, der das Badeleben sehr langweilig, aber auch sehr traulich gestalten kann. Es hängt eben von den Persönlichkeiten ab, die sich in den einzelnen Gesellschaftskreisen finden. In der Familie des Hofraths gab es mindestens bei den Frauen keine Sehnsucht nach Unterhaltung. Die Hofräthin, Leonore, Waltraud — sie blieben den ganzen Abend in sich versunken, mit sich allein beschäftigt. Man zog sich früh zurück.

Die Gräfin und Fräulein von Kornell hatten zwei nebeneinander gelegene Schlafzimmer, welche bei offenen Thüren ein einziges Gemach bildeten: Beiden jungen Geschöpfen war die Stunde, welche den Tag beschloß, fast die liebste, die er brachte. Während sie sich langsam entkleideten, flossen in holdseliger Vertraulichkeit die Reden hin und wieder, der Austausch der kleinen Erfahrungen ihres kurzen Lebens, oft unterbrochen vom kindlichen Lachen Waltraud's. Immer kamen sie ermüdet von dem Treiben und den Vergnügungen des Badelebens in ihre Schlafkammer, mit dem Vorsatz, sogleich die Ruhe zu suchen und sich nichts mehr zu sagen als den Gutenacht-

wunsch; immer aber wurde der Vorsatz gebrochen und eine tief in die Nacht währende Plauderei trat an die Stelle des Schlafbedürfens.

Diesmal war die Brust Beider bedrückt, so daß sie weder zu schlummern noch zu sprechen gedachten, und ihrem Gedankenbrüten sich hingeben wollten. Ohne eine Schleife, ohne eine Nadel zu lösen, warf sich Leonore auf den kleinen Divan und wie unwillkürlich nahm Waltraud auf einem Tabouret zu Füßen der Gräfin Platz und Beide schwiegen lange.

„Hast Du bemerkt," fragte endlich Waltraud, „daß Deine Mama den ganzen Abend unruhig und innerlich bewegt war? Große Entschlüsse, äußerte sie nur, gehen ihr im Kopf herum."

„Ach, liebstes Traudchen!" sagte Leonore, „mir schwindelt der Kopf von eigenen Entschlüssen und Plänen."

Im schmerzlichsten Tone rief Waltraud: „Was wirst Du erst sagen, wenn Du vernimmst, was sich mit mir begibt! Eine unerhörte Geschichte!" Und da Leonore nicht antwortete, fuhr Waltraud nach einer Pause fort:

„Die Baronin Panther versprach mir ein Mittel, um dem Schicksal zu entgehen, zur Stiefmutter zurückkehren zu müssen. Aber hat man schon jemals etwas so Arges ersonnen? Ich soll einen Mann heirathen, den ich nicht liebe, während ich immer dachte, dem Mann, den man nimmt, dem müßte man sein Leben opfern können."

„Märchen für Kinder unter fünfzehn Jahren!" sagte die Gräfin mit Wehmuth.

„Aber ist Aehnliches einem Menschen jemals eingefallen!" rief Waltraud mit einem naiven Schmerz, der sie vergessen ließ, daß sie der Gräfin, nach dem Geständniß, das ihr diese auf dem Wege zum Dianenhof gemacht, eigentlich nicht davon sprechen wollte; „ist es erhört worden! Ich soll Herrn von Lorizon heirathen."

Leonore fuhr empor. „Ist es möglich? O, mein Gott!" Aber sie ließ die Hände sinken, in denen sie ihr Gesicht verborgen hatte, sie warf sich wieder auf den Divan. „Warum nicht? fuhr sie mit erzwungener Ruhe fort, ich vergesse immer das Gesetz der praktischen Welt. Gewiß hat man in der National-Oeconomie einen Grund für diese Heirath gefunden, wie man einen fand, um mich dem Amerikaner zu bestimmen."

„Constantin!" fuhr nun Waltraud auf mit wahrem Entsetzen in ihren schönen Zügen.

„Du erschrickst!"

Waltraud warf sich an den Hals der Gräfin und sie fest umschlingend flüsterte sie schluchzend: „Das ist **mein** Märchen unter fünfzehn Jahren."

„Gutes Kind!" sagte Leonore gerührt und zwang das Mädchen wieder auf den Schemel nieder; „schlage Dir aber die Liebe aus dem Sinne. Du willst doch nicht ein Kleid aus dem vorigen Jahrhundert tragen?"

„Aber das Schrecklichste, das Grausamste kömmt erst! Heute zum erstenmale sprach ich Constantin einen Augenblick allein. Er war sehr blaß, sehr aufgeregt, und denke Dir! Constantin selbst warb um mich für seinen Freund."

„Ganz mein Fall mit Lorizon. Darum thue wie ich. Wir leben in einer Badewelt, wo Jeder, wie der Spieler am grünen Tisch, so viel als möglich zu gewinnen sucht. Das ist Alles! Such is life. Träume nicht davon, Dich jemals

glücklich zu fühlen; sei vollauf zufrieden, wenn die Baronin Panther Dich glücklich nennt."

„Aber," rief Waltraud, „sollen wir Nebenbuhlerinnen werden, ohne es zu wollen? Soll ich Dich Deinem Geliebten rauben, Du mich dem meinen?"

„Rauben?" versetzte Leonore mit Bitterkeit, „werfen sie uns nicht selbst von sich? Will nicht Jeder Eine von uns dem Freunde schenken? Und dies gerade muß es uns erleichtern. Oder willst Du zu Deiner Stiefmutter zurückkehren?"

„O Himmel! Lieber einen Sprung mitten in das Unglück hinein. Wenn nur dann gleich gestorben werden könnte!"

„Du wirst es gut haben an der Seite des Herrn von Lorizon!" rief die Gräfin in einem Tone, der sowohl Neid als Ironie sein konnte; „er ist liebenswürdig."

„Gut haben?" sagte Waltraud trübselig; „mit dem Bewußtsein einer furchtbaren Lüge, einer Heirath ohne Liebe?"

„Und mit der Liebe zu einem Andern im Herzen!" rief Leonore schmerzlich; „aber man fordert ja von uns, daß wir leben sollen, so muß man verzeihen, wenn wir ergreifen, was uns das Leben möglich macht."

„Ich fürchte, Du hast Recht," klagte Waltraud gesenkten Hauptes.

In der nächtlichen Stille hörte man jetzt ein Geräusch, das die Freundinnen aufschreckte. Sie erhoben sich. „Ich glaube wirklich, sagte Leonore nach einigem Lauschen, Mama kömmt noch zu uns. Sagen wir ihr vorläufig von Allem nichts; sie würde Dein Opfer nicht für nöthig finden und meines nicht annehmen."

Die Hofräthin öffnete leise die Thüre. „Richtig seid Ihr wieder einmal unbestellte Nachtwächter," sagte sie, „aber diesmal komme ich nicht um zu schelten. Ich bin selbst aufgeregt wie eine junge Frau. Ich sehne mich, Euch traulich allein zu sprechen, als Vorbereitung, um diese Welt zu verlassen."

„Mama, was sind das für schreckliche Gedanken!" rief Leonore ganz entsetzt.

„Gar keine, mein Kind! Ich will mit Gottes Hülfe so alt werden wie Methusalems Wittwe, aber diese Badewelt, diese Flatterwelt, die großen Städte und vornehmen Menschen will ich verlassen. Und das Mittel dazu hat sich gefunden."

„Ich bin ganz erstaunt," sagte Leonore, „das ist ja eine neue Lebenswendung."

Die Hofräthin setzte sich auf den Divan und zog Leonore neben sich nieder. „Auch Du, Waltraud, kannst die Geschichte hören, sagte sie, sie geht Dich zwar nichts an, aber es ist gut für Dich, wenn Du einmal meine Vertheidigung übernehmen solltest, weil mich diese Welt, die ich aufgebe, gewiß deshalb verurtheilen wird."

Waltraud ließ sich wieder zwischen beiden Frauen auf dem Tabouret nieder.

„Ihr wißt," begann die Hofräthin, „daß der gute Papa Sturm bei Hofe keinen Beschützer hat, der ihn wieder in die Gnade des Fürsten brächte. Vermögen haben wir nicht, die Pension ist schmal, kurz, das gewohnte große Leben läßt sich für uns zwei Alte nicht mehr fortsetzen."

„O es wird Hülfe kommen, Beistand," rief Leonore, „sei ohne Sorge."

„Ah, bah!" erwiderte die Hofräthin, „Beistand von Andern ist wie ein alter Regenschirm, er liegt schwer in der Hand und man wird dennoch naß. Du wirst gleich sehen. Am Tage, als wir die Stadt verließen, kam die Frau von Werlein zu mir, die Frau des fürstlichen Kammerherrn. „Frau Hofräthin," sagte sie, „Sie

haben sich eigensinnig von den Kreisen der höheren Gesellschaft fern gehalten, aber wir Frauen kennen Sie und schätzen Ihre Talente. Sie haben einen recht guten Vortrag und wir haben Sie der verwittweten Fürstin Mutter, Durchlaucht, empfohlen. In der Lage, die Ihnen jetzt droht, wird es Ihnen angenehm sein zu erfahren, daß Ihnen die Fürstin die Stelle ihrer verstorbenen Vorleserin durch mich anbieten läßt."

„Das ist ja herrlich!" rief Leonore.

„Ich gratulire!" sagte Waltraud.

Kopfschüttelnd aber fuhr die Hofräthin fort: „Ihr seid recht unwissende Kinder! Die Stelle als Vorleserin bei einer intriguirenden Fürstin — wißt Ihr, was das ist? Man muß in seinem Namen unwahre Briefe schreiben, denen das eigene Herz widerspricht; Cabalen anspinnen und weiterführen; Personen hassen, die man rechtschaffen gern hat und Anderen ein Lächeln zeigen, denen man lieber die Thüre zeigte. Kurz, man muß sein Brot essen mit Lüge bestrichen, und das ist ein hartes Butterbrot."

Kleinlaut wagte Waltraud einzuwerfen: „Aber der Zwang der Verhältnisse?"

Mit entschiedenem Tone aber fügte Leonore hinzu: „Man kann gegen die Welt so wenig ausrichten, wie gegen Wetter und Jahreszeit. Man ist das Spiel des Schicksals."

Unwillig fuhr die Hofräthin auf: „Aus Euch spricht die Baronin Panther, Ihr wißt nicht, was Ihr redet. Ich will es Euch an einem Beispiel klar machen, das Ihr gleich begreifen werdet. Gesetzt, Ihr könntet Euch aus einer schmerzlichen Lebenslage durch die Falschheit befreien, einen Mann zu heirathen, den Ihr nicht liebt. Ihr schweigt? Ihr wendet die Köpfe?"

In der That war eine sichtbare Verlegenheit über die beiden Zuhörerinnen gekommen. Waltraud ermuthigte sich jedoch zu der Aeußerung: „Ich bin ein unerfahrenes Ding! Aber so schwer ist die Bedrückung, ich wüßte mir vielleicht nicht anders zu helfen."

Leonore aber stellte sich wie ein Prediger vor ihre Mutter hin und sprach mit aller Salbung, die sie aufbieten konnte: „Ich sage Dir nur Eins, gute Mama! Ich wiederhole nur: So ist die Welt! Wir sind nichts als Kehricht im Wirbelwind des Schicksals. So ist die Welt!"

„Du lieber Himmel," rief die Hofräthin, „was Ihr die Welt nennt, das ist ein Boudoir, ein Salon, ein Badeort, ein kleines Schächtelchen der Kinder, worin sie, wie sie sich einbilden, eine ganze Menagerie haben, Alles was Gott erschaffen hat. Blickt doch über die Badewelt, über die kleine Welt hinaus in die wirkliche Welt! Die ist so groß, so ungeheuer groß, daß bei allem Gedränge schlechter Leute selbst noch die Ehrlichkeit darin Platz hat."

„Und welche Hülfe gibt es denn in Deiner Welt, Mama?" sagte Leonore, ungläubig lächelnd, während Waltraud mit kindlicher Empfänglichkeit für das Ungewöhnliche fast begeistert rief: „O zeigen Sie uns das Mittel, Ihr romantisches Phantasiegebilde zu verwirklichen!"

Die Hofräthin lachte: „Romantisches Phantasiegebilde? Das ist meine alte Muhme Sachs in dem Marktflecken Knüppelsdorf, wo ich geboren bin. Nachdem mich die Kammerherren-Frau verlassen hatte, wendete ich mich an die Bauersfrau mit der Frage, ob denn zu Hause gar nichts zu verdienen wäre für eine aus dem Dienst

gekommene Hofräthin. Sie ließ mir durch den Schulmeister schreiben und den Brief habe ich heute erhalten. Wenn ich als Hofräthin das Arbeiten nicht verlernte, ein herrlich gelegener Bauernhof wäre für ein Geringes zu pachten und bei guter Bewirthschaftung viel Gewinn daraus zu ziehen. Und so, meine Kinder, ist die Hofräthin Sturm von Sturmwall fest entschlossen, sich in eine Hofbäuerin zu verwandeln."

Ein langes Schweigen folgte. Die Miene Waltraud's drückte Enttäuschung aus; die Gräfin sagte endlich: „Du scherzest wohl, Mama, nicht wahr?"

„Dazu ist meine Lage viel zu ernst, mein Kind!" erwiderte die Hofräthin; „der Papa wird für den Handel Sympathien haben, wenn ich ihm die Vorzüglichkeit der Knüppelsdorfer Küche ausmale; ich hoffe, ihn für den Plan zu gewinnen, und dann will ich schaffen und sorgen Tag und Nacht. Das ist der Weg aus dem engen Cirkel, den ihr Welt nennt, in die wahre, große, natürliche Welt. Es kostet nichts weiter, als die Handschuhe auszuziehen."

Die Hofräthin fuhr in dieser Weise zu sprechen fort und der Eindruck auf die beiden jüngeren weiblichen Wesen wurde immer mächtiger. Die Stimme der Wahrheit und der Natur siegte in ihnen über das gewohnte Concert der weltlichen Anschauungen und Rücksichten.

„Mir ist, als würde mir ein Kerker aufgeschlossen," brach Waltraud aus; „kann ich nicht auch redlich mir selbst helfen, muß ich mich Herrn von Lorizon vermählen?"

„Wie! rief die Hofräthin ganz überrascht; „dem Cavalier, der das Heirathen zum Sport macht. Ich hörte ihn sagen, man müsse es schon deshalb versuchen, weil man dabei einmal den Hals brechen kann."

„Er meint es gewiß nicht so," beeilte sich Leonore zu bemerken; „aber ich war schon so von Angst erfüllt, daß ich mich einem fremden Manne, dem Freunde Lorizons, dem jungen Amerikaner verloben wollte."

Die Hofräthin schlug die Hände zusammen: „Also wieder eine Heirath aus sogenannter Vernunft! Ist uns der erste Versuch nicht übel genug bekommen? Den verstorbenen Grafen würde dieser exotische Mann an unglücklichen Extravaganzen noch übertreffen. Ein Amerikaner! Vielleicht ein grausamer Sclavenhändler!"

„Er ist eine ganz edle, harmonische Natur!" rief Waltraud mit großem Eifer dazwischen.

„O mein Kind!" fuhr die Hofräthin ungestört fort, zu ihrer Tochter gewendet; „Deine erste Heirath war mein Lehrmeister in der Verachtung dieser großen Welt und ist noch heute ein schwerer Druck auf meinem Gewissen. Ich glaubte freilich, Du liebst! Du warst aber nur ein spielerisches Mädchen und ich Alte war es mit Dir. Aber um keinen Preis der Welt möchte ich zu etwas Aehnlichem noch einmal meine Zustimmung geben."

„Fürchte nun nichts mehr, Mama!" erwiderte Leonore; „was uns, die wir uns die Gesellschaft nennen, von Wahrheit und Natur trennt, ich sehe es jetzt ein, das ist nichts als ein Kreidestrich, über den eine arme Henne nicht glaubt hinüber zu können." Sie umschlang ihre Mutter: „Ich gehe mit Dir, ich will Dir helfen, ich will für Dich sorgen und schaffen, meine Vergangenheit vergessen und für die Zukunft meinem Schmerz wenigstens Frieden abgewinnen."

Von der andern Seite drängte sich Waltraud an das Herz der Hofräthin: „Auch

ich habe eine Arbeitskraft, die sich verwerthen läßt, um mich von jedem anderen Zwang als dem der Pflichterfüllung unabhängig zu machen. Ihr Verdienst ist es, geliebte Frau, daß wir Beide uns wiedergegeben sind."

Mit Rührung umschlang die Hofräthin die sich an sie Drängenden, aber eine weichliche Stimmung hielt bei ihr nicht lange vor. Mit Lächeln sprach sie:

„Ich habe Euch das Heirathen aus dem Wege geräumt? Ach, meine Kinder, dahin hättet Ihr allein auch kommen können. Denn zum Ledigbleiben gehört heutzutage, wenn man kein Geld hat, weiter gar keine Kunst."

9. Herr van Topp.

Der Regen setzte sich mit unvernünftiger Ausdauer fort und der Hofrath war eifrig bemüht, alle Bekannten, die er am Orte hatte, in seinem Hause zu versammeln, um dem Unbehagen zu entgehen, sie zu seiner Zerstreuung aufsuchen zu müssen. Seine Natur war es nicht, sich den Ernst des Lebens besonders zu Herzen zu nehmen. Er war es vom Amte her gewohnt, daß alle wichtigen Entscheidungen von Oben kommen und schien auch die über sein Schicksal von irgend einem göttlichen Decret zu erwarten. Noch hatte er keine Ahnung des Entschlusses, welchen seine Frau gefaßt, vielmehr richtete sich seine Sorge zunächst auf die Kaffeegesellschaft, die er eingeladen hatte, und eine dazu gehörende süße Speise, welche seine Frau in besonderer Vortrefflichkeit zu bereiten wußte.

Ueber die Einladung war Niemand so erfreut, als Baron Panther. Es geschah das Wunder, daß er sich überhaupt einmal mit etwas freute, und der Zauberer, der dies bewirkte, war Herr von Topp. Der Baron hatte ein ungeheures Wohlgefallen an dem neuen Freunde gewonnen und vermißte nichts an ihm, wonach der Geschmack und die Bildung eines Mannes von seinen Gewohnheiten nur immer verlangen konnten. In seinem Eifer, das Freundschaftsgefühl, das er Herrn van Topp widmete, Jedermann deutlich zu machen, beschloß der Baron, die Einladung beim Hofrath zu benutzen, um den herrlichen Cavalier aus Holland dem ganzen Kreise vorzustellen.

Zephyrin fand diesen Plan nicht sehr behaglich. Es war indessen seine Aufgabe, dem ewig Gelangweilten nur Vergnügen zu bereiten, und so fügte er sich widerstrebend und auf eine Gelegenheit sinnend, zu entwischen.

Arm in Arm betraten Baron Panther und Herr van Topp den Salon des Hofraths, wo sich noch Niemand befand.

„Sans gêne, lieber van Topp," sagte Panther, „ich bin hier zu Hause. Wir lassen uns gar nicht melden. Setzen Sie sich!"

Zephyrin ließ sich geduldig nieder, und der Baron, der auf einem Tisch die Curliste gefunden hatte, das einzige Gedruckte, was ihn einigermaßen interessirte, warf sich mit ihr in die Arme eines Fauteuils.

„Sie wollen mich also mit Gewalt dem Hofrath vorstellen?" fragte Zephyrin.

„Und seiner alten Frau," sagte Panther; „ich muß doch auch etwas für Sie thun. Sie haben Ungeheures für mich geleistet: le roi s'amuse."

Diese Schmeichelei war nicht fähig, Zephyrins Besorgnisse zu beschwichtigen.

Er wäre gar so gerne fortgekommen, aus Furcht, daß ihn „Hofraths" erkennen und man ihn beim Wort nehmen könnte, wenn er zufällig sagte: Ergebenster Diener!

„In der Curliste hier," fuhr indessen Panther fort, „finde ich keinen einzigen interessanten Namen, von dem Sie mir nicht eine scandalöse Geschichte erzählt hätten. Ich muß Ihnen sagen, lieber van Topp, Sie machen mich noch an die untergegangene wahre Noblesse glauben. Sie sind noch vom ancien régime. Wie gut erzählen Sie die geheimen Memoiren der Gesellschaft! Wie genau wissen Sie jede Kammerzofe beim Namen zu rufen! Daß es noch so strebsame junge Leute gibt, tröstet mich ein wenig über die décadence der heutigen Nobility. Erlebt man es doch jetzt zuweilen bei einem souper fin auf der einen Seite von Politik, auf der andern von Eisenbahnen zu hören. Aber hier finde ich den Namen des Vicomte Séron. Entschuldigen Sie, ich muß herausfinden, ob er nicht schon zu den Abgereisten gehört. Ein vortrefflicher Junge, hat nur die Eigenheit, meine Frau nicht leiden zu können."

Die Mahnung an Clotilde schien Zephyrin ein Entkommen in Aussicht zu stellen. Sie hatte sein ehrgeiziges Bedientenherz sehr beleidigt. Eine feine mouche, hatte sie gewittert, daß der Gentleman=Glanz des kleinen Mannes Aehnlichkeit mit Talmi=Gold hatte, und als er sich erdreistete, ein Wort der Huldigung an sie zu richten, mit einem unbeschreiblichen Blick geantwortet: „Amusiren ist Ihr Geschäft, Herr van Topp, aber ich bin für Sie nicht amusable." Nun war es aber geschehen, daß sie das Billet des Vicomte Séron, das sie Lorizon gegenüber erwähnt, auf der Promenade aus der Tasche verloren und Zephyrin es gefunden hatte. Warum sollte er nicht Rache an ihr nehmen, sie nicht compromittiren?

„Baron," rief er plötzlich den in die Curliste Vertieften an, „ich störe Sie, aber mein Gewissen stört mich auch. Ihre Frau —"

„Wie! Ihr Gewissen hat etwas mit meiner Frau zu thun?" schrie Panther und warf hastig die Blätter von sich.

„Sie verlor gestern einen Brief. Ich sah es. Als ich hinzutrat und den Brief aufhob, war die Baronin schon weit. Wenn ich sie auch eingeholt hätte, sie würde gewiß geglaubt haben, ich hätte den Brief inzwischen gelesen. Diesem Verdacht wollte ich mich nicht aussetzen und nahm den Brief zu mir nach Hause. Was thun damit?"

„Sie geben ihn mir!" rief Panther, „ich werde ihn zurückstellen. Sie tragen ihn doch gewiß jetzt bei sich?"

„Nein!" erwiderte Zephyrin und setzte etwas bedenklich hinzu: „Obgleich ich den Brief natürlich nicht gelesen habe, scheint er mir doch nicht von Jugend auf dazu erzogen zu sein, mit Ehemännern umzugehen."

„Hm! Sie irren sich gewiß," sagte Panther im Bestreben seine Aufregung zu verbergen. Trotzdem beschwor er Zephyrin, den Brief sogleich zu holen. „Ich folge Ihnen, ich warte vor Ihrem Hause auf den Brief, geschwind!" rief er noch dem glücklich enteilenden Zephyrin nach.

„Donner und Doria!" Mit diesen Worten, die Panther herausstieß, war ein Zeichen gegeben, daß er sich in seiner wüthendsten Duell=Stimmung befand und danach dürstete, wieder einmal ein eclatantes Beispiel zu geben.

Zephyrin war gerade rechtzeitig entwischt, um nicht der Hofräthin zu begegnen,

die in den Salon trat. Panther wollte an ihr vorüber, um seinem Herrn van Topp zu folgen, als ihn die ersten Worte von ihr noch einen Augenblick festhielten:

„Sie sind doch wohl nicht hier, um uns Ihre Frau zu entführen, Herr Baron?"

„Ist sie bei Ihnen?" rief dieser erfreut.

„Sie sitzt drin bei meiner Tochter und Waltraud und predigt ihnen praktische Weltlichkeit."

„Ich bitte Sie, Frau Hofräthin, behalten Sie Clotilde in Gefangenschaft, lassen Sie sie nicht aus dem Hause bis ich wiederkomme. Bewachen Sie jeden ihrer Schritte, legen Sie Beschlag auf den Schatten ihrer Bewegungen! Donner und Doria!"

Und Panther eilte mit diesen Worten davon wie ein Gejagter.

10. Der unglückliche Hofrath.

Die verblüffte alte Frau hatte nicht Zeit nach einer Erklärung dieses seltsamen Benehmens zu forschen.

Der Hofrath trat in den Salon, um etwas zu suchen, womit er seine Ungeduld bis zum Erscheinen der Gäste beschwichtigen konnte. Zu diesem Zweck schien seiner Frau nichts geeigneter, als ihn endlich mit ihrem ernsten Lebensplan bekannt zu machen. Sie holte ihr Strickzeug und setzte sich gemüthlich an die Seite des alten Herrn.

„Der Strumpf," sagte er fast ängstlich, „bedeutet bei Dir immer etwas Wichtiges."

„Ja, Männchen, es ist auch keine Kleinigkeit, was ich Dir zu sagen habe, aber wenn Du es gut aufnimmst, so ist es doch wieder nur eine Kleinigkeit."

Und sie setzte ihm vorerst nur die Nothwendigkeit auseinander, nicht mehr nach der Stadt, sondern nach ihrem Heimathsort zu ziehen, wo sie von ihrem Bischen leben und vielleicht noch etwas dazu erwerben könnten.

Jammervoll war nach dieser Eröffnung die Miene des Hofraths. „Auf's Land und für alle Zeit," stieß er hervor, „ich soll auch bei schneeweißem Winter im Grünen leben?"

„Schau, wenn man die Mittel nicht mehr hat, so füllt man sich das Leben in der großen Stadt nur mit Verdruß und Entbehrung, während man Glanz und Luft hineinzustopfen glaubt. Ist es da nicht besser, auf allen Glanz zu verzichten und dafür auch keine Bitterkeiten zu haben? Ich will Dir's durch ein Beispiel deutlich machen."

„Aus der Geschichte?" fragte der Hofrath mit der erzwungenen Gelassenheit eines Märtyrers.

„Nein, aus der Kunst. Ich hätte heute Deinen geliebten Pudding den Gästen vorsetzen sollen, bekomme aber hier am Orte nicht das rechte Zeug dazu. Wenn man nun einen Pudding nur mit lauter bittern Mandeln füllen könnte, wäre es da nicht besser, lieber gar keine Mandeln zu nehmen?"

„Gar keine Mandeln? Das sind gerade die bittersten Mandeln," seufzte der unglückliche Hofrath.

Nun wagte die Hofräthin den großen Trumpf auszuspielen.

„Du stellst Dir die Sache ärger vor, als sie ist. Es ist ja ganz einfach, Du

sollst den Hofrath in der Residenz ablegen und dafür das Bauernkäppchen in Knüppelsdorf aufsetzen."

„Ich Wirth eines Bauernhofes?" rief der Hofrath entsetzt; „ich bitte Dich, Frau, wenn es schon so weit mit uns ist, dann frage mich wenigstens nicht. Freiwillig kann ich nichts entscheiden, das gehörte niemals zu meinem Ressort. Ist es durchaus nothwendig, nun, dann schnüre Dein Bündel, lege mich hinein und wirf mich in Knüppelsdorf auf den Wirthstisch. Aber sage mir früher nichts davon."

Das Zureden der alten Frau änderte nichts an der Stimmung des armen Büreaukraten. Nur als die elegante Erscheinung Clotildens aus den inneren Gemächern in den Salon trat, seufzte er ein wenig erleichtert auf; noch schien ihm nicht Alles verloren, so lange er diese Repräsentantin der Weltlichkeit in seinem Hause sah.

Clotilde entschuldigte sich, daß sie vielleicht störe. „Blos in der Verzweiflung," rief der Hofrath, „und dies ist nicht schade."

„Ach, Frau Hofräthin," sagte Clotilde, „ich sehe, Sie haben meinem guten Vormund Ihre grausamen Rückzugspläne mitgetheilt. Ich arbeite Ihnen aber entgegen, ich schneide Ihnen den Rückzug ab, ich grabe Minen."

„Gefühle lassen sich nicht erarbeiten," erwiderte die Hofräthin. „Leonorens gutes Herz konnte einen Augenblick schwanken, aber es läßt sich nicht aus seinem Rechte bringen."

Der Hofrath wurde aufmerksam und erkundigte sich, wovon die Rede sei. „Ja was sagen Sie dazu, Vormund," gab ihm Clotilde eifrig Bescheid, „daß Ihrer Tochter das Herz nicht lacht! Ein Amerikaner will sie zur reichsten Frau machen, die man jemals hier gesehen hat."

„Und die Trauung hat noch nicht stattgefunden?" fragte der Hofrath mit naiver Verwunderung.

„Leonore hat bereits entschieden abgelehnt," erklärte ihm seine Frau, „und auch das Fräulein von Kornell hatte eine ähnliche Berechnung von sich gewiesen."

„Wir sind noch lange nicht damit fertig," rief Clotilde, „der Hofrath selbst ist mir zu Hülfe gekommen, ohne es zu wissen. Er hat auch die beiden Freier zum Kaffee geladen und ich will den jungen Männern sagen, was sie zu thun haben, um die empfangenen Körbe in corbeilles de noce zu verwandeln."

„Sie werden sogleich erscheinen," sagte der Hofrath erfreut; „komm, Frau, wir wollen das gute Werk nicht stören."

„Ich mische mich nicht ein, liebe Baronin," sagte die Hofräthin, „ich lasse Sie walten. Aber Sie wissen gar nicht, Clotilde, daß Sie die Rechnung ohne die Liebe machen."

„Aber auch ohne den Wirth, will ich hoffen," fügte der Hofrath hinzu, „ich schaudere, wenn ich daran denke. Leonore soll den Amerikaner heirathen. Dann wird auch der Staat meine Verdienste anerkennen. Ich sende eine Hofrathstochter nach Amerika! Das genügt, um den ganzen westlichen Welttheil conservativ zu machen."

11. Die zweite Werbung.

Der erste von den geladenen Gästen, der im Salon erschien, war Lorizon. Eine ungeheure Freude erfüllte sein Herz von dem Augenblicke an, als er von der ent-

schiedenen Ablehnung der Gräfin, Constantin zu heirathen, Kunde erhielt, und diese Freude wurde noch gesteigert, als er an der Weigerung Waltrauds, sich mit ihm zu verbinden, nicht mehr zweifeln konnte. Er war dadurch seiner frivolen Absicht ledig geworden, mit seinem ganzen Lebensinhalt eine Art Ehrenschuld zu bezahlen. Der gerade Weg zum Glücke schien ihm aufgethan zu sein; es drängte ihn, Leonore zu sprechen, zum zweiten Male, und jetzt mit himmelweit verschiedenen Empfindungen, um sie zu werben.

Als er den Salon des Hofraths betretend nur Clotilde anwesend fand, durchdrang sein Glück noch der es erhöhende reizende Gedanke, der weltlichen, frivolen Ehestifterin die Pläne verderben zu sehen.

„Ich habe hier nichts als Unglück," begann sie, als er ihr gegenüber saß; „vorerst verlor ich das kleine Billet, das ich, wie Sie wissen, bei mir trug."

„Die harmlosen Zeilen vom Vicomte von Séron?" fragte Lorizon.

„Im Französischen klingt das Harmloseste zärtlich und wenn ein Flammengeist wie der meines Arthur damit zusammen stieße, so wäre die Explosion fertig. Und dann, Herr von Lorizon, welche Art vulgäres Wesen ist dieser van Topp!"

„Er amüsirt den Baron und ist ein hübscher Junge."

„Man sollte die Phantasie behandschuhen können, denn selbst in Gedanken möchte ich diesen van Topp nur mit Handschuhen berühren."

Lorizon lachte. „Er ist ja nichts Wirkliches, nur ein Zaubergeschöpf meiner Erfindung, ein homunculus! Sprechen Sie ein Wort und er ist nicht mehr."

„Nun gut, ich spreche das Wort. Und nun ein anderes: Der Gräfin gehen Pensionsmädchen-Gedanken durch den Kopf. Sie liebt Constantin nicht und will von einer Verbindung mit ihm nichts wissen."

Lorizon schlug die Hände wie erstaunt zusammen. Clotilde fuhr fort: „Es handelt sich aber hier nicht um literarische Gefühle, sondern um den Ernst des Lebens. Sie wird gleich vor Ihnen erscheinen. Reden Sie ihr ins Gewissen, Sie allein können noch etwas bei ihr ausrichten."

In diesem Augenblick erschien die Gräfin selbst im Salon. Der Hofrath hatte sie mit geheimnißvollen Worten veranlaßt, Clotilde aufzusuchen. Mit einer Bewegung, deren sie kaum Herr werden konnte, sah sie Richard zum ersten Male wieder, seit sie ihm so tief verletzt zugerufen hatte, sie zu verlassen.

Sich fassend sagte sie zur Baronin: „Ich werde vom Papa zu einem Rendezvous herbei beschieden und finde Herrn von Lorizon!"

„Ich war nur die spanische Wand, hinter der er steckte," sagte Clotilde; „jetzt rolle ich mich zusammen und lege mich in einen Winkel. Herr von Lorizon verspricht mir, Ihnen zu sagen, wie sehr es ihn betrübt, daß Sie seinen Freund Constantin so schnöde abweisen."

Die Baronin verließ den Salon und kaum hatte sich die Thüre hinter ihr geschlossen, als Richard sich vor der Gräfin auf ein Knie niederließ. „Wie sehr es mich betrübt," sagte er, „das sehen Sie hier, nur zu Ihren Füßen kann ich den Dank dafür aussprechen."

„Sie setzen mich in Erstaunen," rief Leonore, „Sie selbst haben für Ihren Freund geworben."

„Weil er es wünschte und weil ich es auch Ihrem Wohl schuldig zu sein

glaubte, falls Ihnen der Antrag annehmbar erschienen wäre. Ich habe für den Freund das Meinige gethan. Sie lieben ihn nicht, Sie sind frei, und so brauche ich den Jubelruf meines Glückes nicht zu unterdrücken."

Mit Bitterkeit sagte Leonore: „Wie kann es Sie beglücken, daß ein Gegenstand frei bleibt, den Sie selbst gleichgiltig verschenken wollten!"

„Eh' ich Ihnen dies erkläre, ist es mir wichtig, von Ihnen zu sprechen, theure Cousine! Welche Absichten haben Sie für Ihre Zukunft? Die Baronin malt das Loos Ihrer Eltern mit schwarzen Farben und das Ihre nicht viel rosiger, haben Sie eine Hülfe dagegen, nachdem Sie eine eigennützige Heirath mit so edlem Sinne verschmähen?"

„Ich gestehe Ihnen, Vetter, daß ich einen Augenblick versucht war, diese Hülfe zu wählen, eigentlich nur um einer Wunde, die mir geschlagen wurde, mit trotziger Selbstwegwerfung zu begegnen. Der Selbstmord ist nicht immer der Tod. Man kann sich moralisch tödten und dabei weiter leben. — Die einfache Natur," setzte sie nach einer Pause tiefer Bewegung hinzu, „brachte mich zum Glück auf einen andern Weg und der ist eben nur der Weg der einfachen Natur."

„Was haben Sie beschlossen?"

„Die Gräfin abzulegen, die Hofrathstochter auch und aus dieser kleinlichen Welt zu scheiden, die man die große nennt. In ein neues Leben nehme ich zwar noch meine Wunde mit, aber nur mit ihrem Schmerz, nicht mehr mit ihrem Groll. Seien Sie glücklich, Lorizon!"

„Wie soll ich es sein, wenn sich mir nicht auch ein neues Leben erschließt?"

Leonore sah ihn bei diesen Worten mit einer Miene an, die zugleich Mitleid und Unwillen auszudrücken schien.

„Es ist wahr," sagte sie, „auch Ihnen ist das Herz, nach welchem Sie trachten, nicht zugewendet. Sie lieben sie also sehr, diese gute Waltraud?"

„Ich hasse sie," rief Lorizon, der keinen kürzern Ausdruck wußte, um den Irrthum schnell zu beseitigen.

„Sie haben sich um ihre Hand beworben!" sagte Leonore mit dem höchsten Erstaunen.

„Aus falschen Begriffen von Cavalierpflicht. Ich bin von diesem Wahn erlöst. Ihr eigenes Beispiel Constantin gegenüber wäre mir eine Lehre, was die Ehre des Herzens fordert, auch wenn Waltrauds Weigerung mich nicht frei machte."

„Wir armen Frauen!" sagte Leonore, „mit welchen Gedanken tritt man an uns heran."

„Gräfin, Sie haben, obgleich hart bedrängt, eine glänzende Rettung zurückgewiesen, weil Ihr Herz nicht mit der landläufigen Raison stimmen wollte. Dieser Augenblick, Leonore, der Sie mir in Ihrer ganzen Reinheit zeigt, so heldenmüthig und so wahrhaft, hat auch mich sündiges Weltkind überwunden —"

„Es ist nicht genug," unterbrach ihn Leonore, „daß Sie auf Waltraud verzichten, Sie müssen auch dem herrlichen Kinde Abbitte leisten."

„Und auch dies ist nicht genug!" rief Lorizon, „ich muß dieses falsche Herz in dem Aether rein baden können, dem es wirklich angehört, und dieser Aether ist Ihre Nähe, Leonore. Ich liebe Sie! Das Bischen Ernst, Weisheit, Güte, das ich zur

Noth noch in mir auftreiben kann, hat seine Quelle in dieser langgehegten verborgenen Liebe. Darf ich eine Hoffnung fassen, Leonore?"

Leonore erhob sich. Bewegt blickte sie auf den jungen Mann, aber dann sprach sie mit einer Würde, die keinen Zweifel in die Unerschütterlichkeit Ihrer Ansicht gestattete: „Sie geben vor, mich zu lieben, Lorizon, und Ernst, Weisheit, Güte aus dieser Liebe zu schöpfen. Ist es gütig, mir in so raschem Wechsel verschiedene Entscheidungen vorzulegen? Ist es weise, sich sehnsüchtig nach einem Besitz zu zeigen, den man Andern gönnte? Ist es Ernst, zu glauben, daß ich Ihnen glauben könnte?"

„So schwer lassen Sie mich einen Irrthum büßen, Gräfin, den mehr mein bescheidenes Zurücktreten, als Ihnen ein glänzendes Lebensloos geboten wurde, als mein Gemüth verschuldete!"

„Sie werden nicht verlangen, daß ich die Würde einer Frau so sehr vergesse, um über einen solchen Irrthum leicht hinwegzukommen. Vielleicht sündige ich schon gegen die Frauenwürde, wenn ich gestehe, daß Ihre Werbung um mich für einen Andern die tiefste Wunde war, eben die Wunde, die ich zwar nicht mehr mit ihrem Groll, aber wohl mit ihrem Schmerz für ewig in meine Einsamkeit mitnehme."

Und diese Worte sprechend verließ Leonore den Salon, was sie dem Gast des Hauses gegenüber um so eher thun konnte, als eben der Hofrath und mehrere der geladenen Personen eintraten. Richard zog sich gedankenvoll in einen Winkel zurück. Daß er geliebt war, konnte er den Worten der Gräfin, so schmerzlich sie ihn trafen, mit Entzücken entnehmen. Gewiß ist das Bewußtsein, geliebt zu werden, so beglückend, daß es dazu ermuthigen könnte, auf den wirklichen Besitz zu verzichten, wenn es nur möglich wäre, die Leidenschaft in einen Doctor der Philosophie zu verwandeln. Niemand besaß weniger diese Kunst als der junge Weltmann und der Entschluß, nicht zu leben, wenn er verzichten müßte, war bald gefaßt. In dieser Gemüthsstimmung sah er wie auf einen Leidensgefährten auf Constantin, der eben eintrat. „Vernimm das Orakel der Pythia," sagte er ihm und zog ihn in die Fensternische; „die Gräfin — ach, ich sag' es mit himmelhochjauchzendem Mitleid für Dich, die Gräfin will Dich nicht, Du hast einen Korb."

„Das Herz blutet mir vor Freude," erwiderte Constantin lächelnd.

„Was? So nimmst Du Dein Schicksal auf? Nun dann wirst Du auch die Stärke haben, das Unglück des Freundes zu ertragen. Ich, Richard von Lorizon, muß es erleben: ich habe auch einen Korb: Waltraud will mich nicht."

„Jetzt hat mein Mitgefühl keinen andern Ausdruck als das Jauchzen!" rief Constantin.

„Welche Veranlassung hast Du dazu?" fragte der Freund verwundert.

„So ahnst Du nicht, daß ich der Unglücklichste gewesen wäre," sprach Constantin ernst, „wenn Waltraud Dich erhört hätte? Ich würde mir freilich lieber Herz und Zunge zermalmt, als mein Gefühl verrathen haben. Bist Du nicht mein Lebensretter? Mußte es mir nicht höchster Wunsch und Genuß sein, Dir jedes erdenkliche Opfer zu bringen? Nun aber bist Du anderen Sinnes geworden, wendest Dich fröhlich von ihr ab, nun darf ich hoffen."

„Nicht zu viel," mahnte Lorizon, „so leicht wird sie Dir nicht vergeben, daß Du sie einem Andern verloben wolltest, ich habe soeben das Gleiche erfahren. Jetzt über-

lasse ich Dich eine Weile allein der Gesellschaft und gehe, einen Herrn van Topp, den ich geschaffen habe, wieder aus der Welt verschwinden zu machen."

Lorizon hatte richtig gesehen. Waltraud verhielt sich der Annäherung Constantins gegenüber, als er sie in der Gesellschaft fand, die jetzt den Salon zu füllen begann, und obwohl er so viel als möglich an der Seite des Mädchens blieb, freundlich zwar, aber mit zartem Spotte ablehnend. Vergebens suchte er ihr begreiflich zu machen, welche Opfer er dem Lebensretter schuldig zu sein glaubte; sie hatte immer nur die Antwort: „Wenn Sie ein solcher Virtuose der Freundschaft sind, ist es dann nicht besser, daß auch wir nur Freunde bleiben?"

12. Donner und Doria.

Die Kaffeegesellschaft saß in Gruppen aufgelöst fröhlich beisammen. Vergnügt, als ob keine Vergangenheit und keine Zukunft wäre, ging der Hofrath von Einem zum Andern. Leonore hatte gegenüber ihrer Mutter eine leise Andeutung von den Absichten Lorizons nicht zu verhehlen vermocht und die Hofräthin verbarg wieder ihrem Manne nicht, was sie beschäftigte, als er ihr leise Vorwürfe über ihre Stille und Traurigkeit machte.

„Eine Heirath mit Lorizon würde freilich Alles in's Gleiche bringen," sagte sie, „und uns die Auswanderung nach dem Dorfe ersparen. Aber Leonore scheint nicht geneigt und wir haben kein Recht mehr, uns in ihre Beziehungen zu mischen."

„Das wäre der erste Kummer, den mir meine Tochter macht," erwiderte der Hofrath leise, „aber verdirb mir durch Deine üble Laune, Frau, nicht den Appetit, den mir mein erster Kummer und meine zweite Tasse übrig lassen. Es ist wahr, Lorizon gilt bei Hofe mehr als die Uneingeweihten wissen, und wenn er mein Schwiegersohn wäre, ich würde Minister! Die Hofdamen könnten noch so sehr gegen mein Aeußeres intriguiren — ich bekäme das Innere!"

In diesem Augenblicke wurde die Thüre des Salons heftig aufgerissen und mit dem Rufe: „Donner und Doria! Ist Herr van Topp auch hier nicht?" erschien Baron Panther an der Schwelle.

Halb erschreckt, halb neugierig drängte sich die Gesellschaft um ihn. Er aber sah Niemand als seine Frau. „Ich finde Dich an der richtigen Stelle, Clotilde," sagte er, „mitten unter den Freunden allen, die ich als meine Familie betrachten kann. Wir sind alle entre nous und im Familienrath brauche ich mich nicht zu geniren, Klage gegen Dich zu führen."

„Declamirst Du ein Gedicht? Ich höre keine Reime," stotterte Clotilde, die ihre Verlegenheit kaum zu überwinden vermochte.

„Die Endreime werden gleich hörbar werden," schrie Panther: „Knall und Fall! Ein Knall aus meiner Waffe und ein Fall meines Gegners. Es handelt sich nur erst darum, zu wissen, wer er ist?"

Ein wahrer Schrecken bemächtigte sich jetzt der Gesellschaft. „Ihre alte Duell-Rage steigt Ihnen zu Kopf," rief der Hofrath und seine Frau drang auf Ruhe und vernünftige Erklärung.

„Meine Damen und Herren," sagte Panther mit Pathos, „hier steht eine Frau, die ich über Alles liebe. Meine Liebe hat ihr die glänzendsten Feste gegeben, aber

noch konnte ich nicht ergründen, ob ihre Liebe auf diesen Festen anwesend ist. Genug, sie bekam einen Brief, den sie verlor, der gefunden wurde, einen Brief, wie er gewöhnlich Ehemännern nicht vor Augen kömmt. Herr van Topp wird ihn mir bringen, und wenn der Brief von einem Lebenden geschrieben wurde — Donner und Doria! dann wird es einen Todten geben."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als Lorizon wieder im Salon erschien, hinter ihm Zephyrin, zurückverwandelt in seine ursprüngliche Gestalt, ohne Bärtchen, in der Livree des Groom.

„Mein Bedienter," sagte Lorizon, „behauptet einen Auftrag für Sie erhalten zu haben, Baron Panther."

„Was gibt's?" fragte dieser sehr unwirsch, sich zu Zephyrin wendend.

Der Groom verbeugte sich und sprach mit theatralischem Anstand: „Herr van Topp läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Holland."

„Warum nicht gar!" rief Panther ganz entsetzt.

„Er wurde telegraphisch an das Sterbebett seines Newfoundländers berufen," sprach Zephyrin mit unerschütterlicher Würde.

„Ist das ein Mann!" konnte Panther sich nicht enthalten auszurufen. „Aber," fügte er hinzu, „hat Herr van Topp keinen Brief für mich zurückgelassen?"

Langsam griff Zephyrin in die Tasche und sprach zur Ueberraschung und zum Schrecken Lorizons: „Nur diesen Brief, den die Frau Baronin gestern verloren hat."

Richard riß seinen Diener auf die Seite: „Elender, wer gab Dir das Recht —"

„Warum nicht?" antwortete Zephyrin mit Trotz, „sie hat mich beleidigt."

„Imbécile, hinaus!" Zephyrin verschwand.

Inzwischen hatte Baron Panther den Brief des Vicomte von Séron entfaltet und vor Grimm die Zähne knirschend sagte er: „Der Brief wimmelt von Liebe! Und keine Unterschrift, keine Adresse. Die Schrift unbekannt. Ha, meine Ahnung! Herr Amerikaner, wie heißen Sie? Sie waren schon auf dem Schiff nach Boulogne. Mir träumte schon damals etwas von Zusammenkünften. Sie haben sich erkühnt, diesen Brief an meine Frau zu richten? Sie werden mir Genugthuung geben. Hätte ich nur den Vicomte de Séron als Secundanten hier! Aber gerade Den hast Du verscheucht, Clotilde, weil er Dir nicht den Hof machte.

„Herr Baron Panther," sagte Constantin, „ich brenne vor Begierde, Ihrer berühmten Lust am Zweikampf eine ausgiebige Lection zu ertheilen. Weil Sie aber eine Dame, die wir Alle verehren, durch unwürdigen Verdacht kränken, so erkläre ich, daß der Brief, wenn er von mir sein soll, nicht an die Frau Baronin gerichtet sein kann, da ich von glühender Leidenschaft für ein junges Mädchen erfaßt bin. Dies hindert natürlich nicht, daß wir uns schlagen."

„Diese Manier, einem Ehemann die Unschuld seiner Frau zu beweisen, ist den jungen Leuten eine gewohnte Sache," erwiderte Panther, indem er sich dabei bemühte, ein sardonisches Lachen hervorzubringen. „Jedermann kann sich ein junges Mädchen erfinden."

Waltraud, die bald roth und bald blaß diesem Auftritt gefolgt war, trat jetzt aus dem Kreise hervor an Constantins Seite: „Jedermann kann sich ein junges Mädchen erfinden?" sagte sie zum Baron, „nun dann hat dieser Herr die Güte gehabt, mich zu erfinden. Zum Beweise, daß ihm zu glauben ist, ja daß er diesen

Brief unmöglich an die Frau Baronin geschrieben haben kann, zum Beweise, daß kein Duell nothwendig ist, erkläre ich mich als seine Braut und reiche ihm vor Aller Augen meine Hand."

Das freudige Erstaunen und die Glückwünsche der Gesellschaft wurden durch einen neuen Wuthschrei Panthers unterbrochen: „Ha, meine zweite Ahnung! Diese Schrift, wo waren meine Augen! Die fortwährenden Privat-Unterredungen! Herr von Lorizon!"

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung!" sagte dieser.

Die Gräfin hatte soeben Clotilde, die ohnmächtig zu werden schien, in ihren Armen aufgefangen. „Die arme Clotilde," sagte Leonore, „was sie zu leiden hat! Ich erkläre Ihnen, Baron Panther, daß auch mein Vetter Lorizon keine Liebesbriefe an eine andere Dame schreibt, weil er mein lieber und geliebter Bräutigam ist."

Den allgemeinen Jubel unterbrach noch einmal Panther: „Wo soll man denn da hintreten," schrie er, „ohne ein Liebespaar aus dem Boden zu stampfen! Clotilde, ich will Wahrheit."

„Die Wahrheit ist, daß ich mich von Dir scheiden lasse," sagte Clotilde und begann mit ihm einen eifrigen, leise geführten Discurs. Wie es ihr gelang, den aufgeregten Gatten zu beschwichtigen, blieb der Gesellschaft ein Geheimniß; sie sah nur, wie er seiner Frau nach einer Weile die Hand küßte und man hörte ihn dann nur sagen: „Nun sei aber auch in Zukunft mit dem Vicomte de Séron freundlicher."

Indessen hatte der Hofrath Champagner bringen lassen, ohne welchen es für ihn kein sichtbares Zeichen der Freude gab. „Jetzt sind wir wieder vornehme Leute," sagte er zu seiner Frau. Und als Baron Panther nach vielen Toasten, welche den Brautpaaren gebracht worden waren, die Aeußerung that, er hätte Lust, mit Waltraud zugleich nach Amerika zu ziehen, weil dort die jungen Leute noch nicht so civilisirt wären, verheiratheten Frauen die Cour zu machen, da erhob der Hofrath sein Glas: „Baron Panther geht nach Amerika! Dem Columbus ein Denkmal!"

Ein Brief Kaulbach's.

Aus dessen Nachlaß mitgetheilt von Karl Stieler.

Mit dem Anfang der dreißiger Jahre befand sich Kaulbach, dessen Leben ja nur allzu hart begann, schon in einer vielfach gebesserten Lage. Die ersten erschütternden Stürme seiner Jugend waren überwunden; er hatte in Süddeutschland (wie die meisten Schüler von Cornelius) eine neue Heimath gefunden, und in künstlerischer Beziehung, wenn auch der große Wurf seines Lebens (die Hunnenschlacht) noch nicht gethan, doch schon vielen Erfolg gehabt. Eine Art von Prestige umgab ihn unter seinen Genossen; mit leichter Hand gewann er das Wenige, was er zum Leben brauchte, und daneben blieb ihm der Stolz und die Freude, so manche Ersparniß nach Hause schicken zu können, wo man dessen noch nöthiger bedurfte.

Zu alledem war nun noch eine neue freudige Kraft in sein Schaffen gekommen. Er hatte sich verlobt mit einer Braut, die er sich freilich erst erobern mußte, aber die im ganzen Vollgefühl seiner Bedeutung an ihm hing, und damit erst war jener feste Anker gefunden, der in den Stürmen des Genies vielleicht am nöthigsten ist und der auch bis zur letzten Stunde sein Hort blieb.

Das etwa war die äußere und innere Lage des jugendlichen Künstlers, als er im Sommer 1831 zum Wanderstabe griff und wieder einmal in die Heimath zog, die er seit fünf Jahren nicht mehr gesehen. Die Heimath! — so mancher Schatten schwerer Erinnerung lastete für ihn auf diesem Wort, aber dennoch sehnte er sich nach ihr!

Wie anders freilich kam er diesmal nach Hause, als er damals fortgezogen zur Akademie nach Düsseldorf und dann zu Cornelius nach München; das Gefühl, wie er gewachsen war, gab diesem Wege einen unbewußten Zauber: nicht das Leid der Wanderschaft, das ihm in Kindertagen durch die Seele ging, klingt uns hier entgegen, sondern helle fröhliche Wanderlust!

Die Erzählung dieser Reise an den Rhein und nach Mülheim bildet den Inhalt des folgenden Briefes, der in Tagebuchform gefaßt und wie aus dem Inhalt ersichtlich ist, unterwegs geschrieben ward.

Schon die Situation an sich, die uns so ganz in die vergangene Postwagenzeit versetzt, ist interessant genug, aber wie sehr gewinnt sie noch an Interesse durch die subjective Beziehung. Wohl schwerlich ahnte der junge Maler, als er damals auf blaues Löschpapier seine Reiseeindrücke niederlegte, daß nach fast einem halben Jahrhundert dies Löschpapier noch einmal wieder an's Licht tritt — aber eben darin, in dieser völligen Unbefangenheit, in der sich nur der Mensch bethätigt, in dieser ahnungslosen Natürlichkeit liegt ein besonderer Reiz.

Gleichwohl indeß gibt uns der Brief auch manchen bedeutsamen Einblick in das Wesen des Künstlers. Die scharfe Beobachtung aller einzelnen Figuren, der malerische Blick, womit er Personen und Dinge betrachtet und das hervorhebt, was plastisch

und charakteristisch an ihnen ist, zeigt sich oft ganz überraschend und verräth vor Allem die bedeutende satirische Kraft. Nur so erklärt sich die treffende Schärfe des Vergleiches und die Sicherheit des Ausdrucks, die unerklärlich wäre, wenn man bedenkt wie er sich seine elementare Bildung erkämpfen mußte; allein die Schulung ward bei ihm durch jene Intuition des Talentes ersetzt, der es nie an dem richtigen Wort gebricht. Jeder Gegenstand, dem er nur einmal fest in's Auge sah, gehörte ihm bis in's Detail.

Dennoch hat dieser ausgeprägte Sinn für das Wirkliche das reflective Element nicht erdrückt, ja im Gegentheil: oft fühlen wir sogar einen philosophirenden Ton heraus, sobald er von vergangenen Zeiten, vom Hoffen und Streben der Menschen spricht, und nicht selten äußert sich sein Empfinden mit jener ganzen Regsamkeit oder Heftigkeit, womit er sein Leben lang Haß und Liebe vertheilte. Ueberraschend ist auch das scharfe Bewußtsein, womit er damals schon seine künstlerische Begabung und seine Mission in Gegensatz zu den mächtigen Traditionen stellte, denen damals die Welt gehörte. Doch wir wollen den Gedanken, welche der Leser selbst vielleicht an Kaulbachs Zeilen knüpft, nicht weiterhin vorgreifen, und nur über die kritische Behandlung des Textes sei noch ein Wort verstattet. Es war eine selbstverständliche Pflicht, die möglichste Integrität und Vollständigkeit desselben zu wahren, allein auf der andern Seite war auch die Thatsache verpflichtend, daß der Brief nur für den engsten Familienkreis und an die Adresse einer Braut geschrieben ist.

Im Uebrigen hat sich der Unterzeichnete nur erlaubt einige orthographische — Meinungsverschiedenheiten zu begleichen, die ja von jeher ein Privilegium großer Maler waren.

Karl Stieler.

Den 4. Juli 1831. Meine vielgeliebte Josephine! Heut um die Mittagsstunde fuhr' ich von München weg; Wrangel, Schäffer, Heinlein begleiteten mich bis an den Wagen. Jetzt rollt der Wagen zur Stadt hinaus und ich nehme gleich den Bleistift zur Hand, um für Dich, mein Liebchen, allerhand zu notiren. . . . Vor vielen Jahren zog ich dieselbe Straße mit meinem Ränzelchen auf dem Rücken, die violette Mütze auf dem Kopf — es sind angenehme Erinnerungen — aber um wieviel herrlicher haben sich unsere Verhältnisse jetzt gestaltet, das Ende von allen meinen Betrachtungen führt mich doch immer auf den Besitz eines so vortrefflichen Wesens, wie Du bist, zurück, dann empfinde ich erst in vollem Maße mein gegenwärtiges Glück.

Es wird Abend, rechts in weiter Ferne sehe ich Ingolstadt liegen, eingehüllt in durchsichtigen Duft, der sich über die ganze unabsehbare Fläche breitet. Links am Himmel zieht ein tiefhängendes Gewitter, dessen Wolken noch vor kurzer Zeit auf unsere Köpfe herabgossen, jetzt aber, nach dem Regen, blüht Alles um uns, an jedem Grashalm, an jedem Blümchen hängt ein Regentropfen, das glänzt im Abendgold wie Diamanten. Ein herrlicher Anblick; selbst das Blasen des krummbeinigen Postillons, der den „Schönen Jungfernkranz" mit großer Genialität vorträgt, stört mich nicht in meinen wachenden Träumen.

Um 9 Uhr kamen wir in Ingolstadt an, aßen dort zu Nacht und fuhren dann weiter bis zum Morgen. —

5. Juli. Jetzt sind wir schon im Rezatkreise, hier hat der Papst sein Recht verloren, nichts wie protestantische Ortschaften, auf allen Kirchthurmspitzen sieht man einen Hahn, der den Morgen der geistigen Freiheit verkündet. In den Dörfern bemerke ich große Stille und Reinlichkeit, aber wenn der Wagen hält, um die Pferde zu wechseln, sind wir von einer großen Menge Volkes umgeben. Da sehe ich manches interessantes Gesicht, sie haben große Aehnlichkeit mit den Bauern auf meiner Zeichnung zum Sonnenwirth.

Ein schönes altes Städtchen, Namens Merkendorf, sehe ich rechts liegen, die (protestantischen) Einwohner dieses Oertchens wollten nicht erlauben, die Landstraße

durch ihr Städtchen zu führen, ungeachtet des pekuniären Nutzens, sie wollten kein zweites Thor in die Stadtmauer brechen und auch vom Getümmel der Welt nichts hören. (Folgt im Texte eine kleine langgestreckte Zeichnung der Stadt.)

Meine Reisegefährten bestehen aus alten Frauen und kranken Männern, die ins Bad reisen, und einem Juden, der nach Frankfurt zur Messe will, — er hat mich auch schon angeredet, denn er glaubte in mir einen Stammesgenossen zu erkennen. Ich will ihn ein wenig beschreiben. Denke Dir einen langen hageren Mann mit erdfarbenem Gesichte, kleine unruhige, in's grauliche blitzende Augen, eine gebogene Nase, deren Spitze fast bis auf den fein gelippten Mund herabhängt, dazu noch eine pechschwarze Perrücke, so ist der Jude fertig. Auch darf ich seinen feinen eleganten Anzug nicht vergessen und das ewige Zittern in seiner ganzen Figur.

Aber ich muß wieder in den Wagen, die Pferde sind schon angespannt — immer vorwärts!

Unser Weg führt durch ein freundliches Thal, schöne Wiesen und Wälder, hie und da schaut ein Wartthurm in's Land hinaus, Monumente einer längst verklungenen Zeit. Eben wie ich dieses niederschreibe, schnarcht die alte Dame im Schlaf entsetzlich, der Jude fängt an zu gähnen und einer nach dem andern von der Gesellschaft macht es ihm nach.

Jetzt sehe ich weit in eine große Ebene hinab, ein Getreidefeld reiht sich an das andere, Korn, Weizen, Hafer, aber sie unterscheiden sich in der größten Ferne durch die zartesten Schattirungen wie Gelb, Grün und Röthlich. Mitten in dieser Saat sieht man eine Menge Dorfschaften zerstreut, die Häuser umschließen enge das Kirchlein, das mit einem schlanken Thürmchen emporragt. Die (protestantischen) Bewohner sind gesund und frisch, haben aber immer etwas sehr Ernstes und fast immer schwarze Farbe an ihren Kleidern.

Jetzt geht es in's Mainthal hinab, hier sehe ich den lieben Fluß seit 5 Jahren zum erstenmale wieder.

In Würzburg bin ich angekommen und in einem Gasthause der Post gegenüber abgestiegen, der Bequemlichkeit halber, weil ich Morgens früh fünf Uhr weiterfahre. Mein Reisegefährte, der Jude, ist trotz des düsteren Aussehens des Wirthshauses mir bald gefolgt und gegen Abend hat er mich denn eingeladen (da er viel Vertrauen zu mir zu haben scheint) mit ihm die Stadt zu besehen. Er entdeckte mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß er viel Geld bei sich führe und sich vor unserem Wirthe fürchte. . . .

Den 6. Juli. Heute fahre ich von Würzburg nach Frankfurt mit einem bairischen Officier; ich hätte ihn nicht für einen Soldaten gehalten, wenn nicht sein großer Schnurrbart es kundgegeben hätte. Die Aussprache sowohl, als das, was er sprach, verriethen keinen Baiern, denn sein ganzes Wissen war nach Art des Conversationslexicons in kleine Fächer eingetheilt, in nichts gründlich, als (wie es scheint) in der Jägerei, denn er erzählt ausführlich vom Schießen, Zerlegen 2c. 2c. eines Wildes.

Gleich werde ich über die bairische Grenze zwischen Aschaffenburg und Seligenstadt in's Großherzogthum Hessen kommen — lebe wohl, mein liebes theures Land!

Das Land, welches die Straße durchschneidet, ist hier, wie ein Garten, mit Obstbäumen besetzt, mit wohlriechenden Blumen besäet, ein armer Reisender kann sich da recht erquicken. Solche müde Männer und Weiber ziehen viele an mir vorüber — wie Schnecken: mit ihrem ganzen Reichthum auf dem Rücken, sie lassen auch so eine feuchte Spur von sauren Schweißtropfen hinter sich zurück! . . . . . .

Den 7. Juli. Frankfurt. Im Pariserhof bin ich abgestiegen und bewohne ein angenehmes Zimmerchen Nr. 41 — ist aber noch lange nicht die letzte Nummer. Zum Fenster hinaus habe ich einen großen Platz mit dem reichsstädtischen Wachthaus, wo eben eine scheußliche Musik gemacht wird. Das sind mir schöne Soldaten, die da herumstolziren. . . . .

Der heutige Tag scheint recht bestimmt zu sein, mich zu ärgern, zuerst erfuhr

ich, daß das Dampfschiff erst Nachmittags um vier Uhr nach Mainz fährt, dann gehe ich auf das Städtische (Städtl'sche) Institut, werde aber abgewiesen, indem es erst Nachmittags um drei Uhr geöffnet würde. Dann haben die vornehmen Herren wahrscheinlich erst gespeist und um die Verdauung zu befördern, besuchen sie dieses Institut!

Dann machte ich einem Baron von S . . . ., der eine vortreffliche Sammlung Handzeichnungen von neueren Künstlern, Cornelius, Overbeck 2c. besitzt, meine Aufwartung, er empfing mich sehr freundlich und gütig, hatte aber das Podagra so arg, daß er sich kaum vom Stuhle bewegen konnte. Er entschuldigte sich damit, daß ich wenig sehen würde, doch wolle er mir (aus besonderer Gnade) ein Kunstprodukt neuester Zeit von großem Werthe zeigen. Auf den Wink seines Herrn Baron sprang eilig ein Bedienter von dannen.

Nun kannst Du Dir meine Freude vorstellen, meine Erwartung war groß, ich dachte an Engel und Propheten, Götter und Helden und frug mich in Gedanken, vom welchem großen Meister das Bild wohl sein könnte? Jetzt male Dir mein Erstaunen und meinen Aerger, wie man mir endlich einen colossalen schlecht lithographirten Pferdekopf brachte. Hr. v. S. aber glaubte mir einen großen Genuß verschafft zu haben.

Nun bin ich ins Wirthshaus gegangen, um meine Rechnung zu bezahlen und dann meine Sachen aufs Dampfschiff bringen zu lassen, errathe einmal, was ich für ein sehr einfaches Abendessen und Nachtlager bezahlen mußte? Drei Gulden, sage drei Gulden!!! Aber nur ruhig, es kommt noch besser . . . . .

Jetzt sitze ich hier, in einer alten gothischen Kirche, um Dir dieses Alles zu schreiben, nun höre was mir hier begegnet ist.

Ich trete in die Kirche, bin ganz entzückt über die heilige Stille in derselben, gehe langsam durch die schönen Säulengänge, betrachte einige alte Grabdenkmäler und freue mich über die große Einheit, über die Harmonie des Ganzen, ohne welche nichts Schönes bestehen kann. Schon lange hatte ich mich für den einzigen Menschen in der Kirche gehalten, auf einmal sehe ich in einer Seitenkapelle ein reizendes junges Mädchen knieen und vor einem Heiligenbilde sehr andächtig beten.

Ich schleiche mich also näher hinzu . . . . von dem Bilde konnte ich nichts erkennen (es hieng mir zu schräg gegenüber), das Mädchen aber desto besser. Sie bewegte so anmuthig ihr Köpfchen nach dem Bilde (das ich nicht sah), sie schaute den Heiligen mit ihren schönen schmachtenden blauen Augen so vertrauensvoll an, daß ich anfieng, einen großen Begriff von diesem Heiligen zu bekommen. Immer größer wurde auch die Begierde, das Bild zu sehen, welches im Stande war, einen so schönen Eindruck hervorzubringen! Was für ein Meisterwerk muß es sein — das Mädchen wurde immer verklärter . . . . . .

Von der Stelle, wo ich mich befand, wollte ich mich nicht entfernen, sonst hätte ich sie in ihrer Andacht gestört — endlich steht sie auf, nimmt eine geweihte Kerze, zündet sie vor dem Bilde an, macht einen demüthigen Knix, kreuzt sich und verschwindet aus der Kirche.

Mit einem Sprung war ich aus meinem Hinterhalt und stand vor dem Bilde — da fühlte ich, daß ich ganz roth wurde vor Verdruß. Das Bild stellt vor, wie dem heiligen Bartholomäus das Fell über die Ohren gezogen wird, die Henkersknechte, die dieses Geschäft verrichten, machen eben eine kleine Pause, um ihr Messer zu wetzen, einer hat es sogar im Munde und zieht mit beiden Fäusten . . . .

Wer ist von den beiden, der Verfasser des Bildes, oder das schöne Mädchen, am abgeschmacktesten? Der Herr Maler verdiente Prügel und das Mädchen — nun, die ist ein Gänschen! Gottlob, daß die Zeiten dieses Barbarismus vorbei sind, aber es ist immerhin schrecklich, daß ein solcher Geschmack so lange anhalten konnte, nachdem doch die Wahrheit und Schönheit in der Natur dem Menschen so nahe liegt; wie betrübt ist es, daß gewiß so manches große Genie durch den Zeitgeist vernichtet ward.

Auf dem Dampfschiff fahre ich jetzt nach Mainz und mache 10 Stunden in

$2^1/_2$ für 1 Fl. 15 Kr. Von weitem sehe ich das Taunusgebirge, es liegt drüben am Rhein, aber wie verschieden sind die Formen desselben im Vergleich mit dem bairischen Hochgebirg, welches Du jetzt vor Dir siehst.

Den 8. Juli. Heute fuhr ich von Mainz nach Cöln, also 40 Stunden in nur 10 Stunden, um vier Uhr Nachmittags war ich dort, eine Stunde haben wir uns unterwegs in Coblenz aufgehalten. Um Dir die herrlichen Gegenden des Rheines zu beschreiben, fehlen mir die Worte, im Rückweg will ich einige Zeichnungen machen, vielleicht wird Dir das einigen Begriff von dieser wundervollen Gegend beibringen.

Den 9. Juli bin ich in Düsseldorf glücklich angekommen und über alle Erwartung freundlich von den hiesigen Künstlern aufgenommen worden. Es sind aber auch in jeder Beziehung vortreffliche Menschen. Diese Freundschaft ist meiner Seele ein Labsal. Ich wollte mich anfänglich nur einen halben Tag aufhalten, kann aber nicht von hier fortkommen, morgen früh aber will ich von hier nach Mülheim.

Durch den Professor Moseler, meinen ersten Lehrer, wurde ich mit dem Director Schadow bekannt gemacht, der erst vor einigen Tagen von Rom zurückgekommen ist; er stand dort mit unserem großen Cornelius in Verbindung und sie erneuerten das Bündniß, welches sie schon in jungen Jahren in Rom geschlossen. Dieses kann für uns jüngere Künstler von großem Nutzen sein, da es zu einem wechselseitigen Austausch der Ideen und Arbeiten zwischen München und Düsseldorf anregen wird.

Meine Arbeiten haben hier außerordentlich gefallen, besonders die Darstellungsweise meines Narrenhauses und Sonnenwirthes. Sie beurtheilten mich früher nur vom Hörensagen und hatten keine Vorstellung ..... auf welch mannigfaltigem Wege ein Künstler die Natur kennen lernen kann und daß es nothwendig ist, die Menschen in allen Verhältnissen zu studiren, sie mögen uns nun erscheinen als Narren oder als Weise. Kurz die Arbeiten waren ihnen eine merkwürdige Erscheinung und sie bewunderten die Geschicklichkeit, der Schattenseite des Menschen die poetische Seite abgewonnen zu haben. Viele Künstler trachten nur immer sich in den siebenten Himmel der Begeisterung zu zaubern und glauben, dies sei die einzige Quelle der wahren Kunst, aber es kommt erst darauf an, zu bestimmen, was eigentlich die Aufgabe ist, die Menschen darzustellen wie sie wirklich sind, oder wie sie in einem oft exaltirten Kopfe idealisch gebildet werden. Meine Muse bestimmt mich für das erstere.

Mülheim 17. Juli. Vorgestern in der Frühe bin ich hier angekommen. Diese Freude hättest Du sehen sollen, im ganzen Hause schrie man: Wilhelm ist da!!! — Aller Augen wurden naß vor Freude und die ganze Nachbarschaft kam herbei, den 5 Jahre lang Abwesenden zu sehen und zu begrüßen. Wilhelm ist da!!!

Alexander Rost.

Ein Nachruf von W. Marr.

Schon wieder Einer todt, der gedichtet hat! . . . .

Alexander Rost war der Sohn eines großherzoglich sächsischen Beamten und erblickte das Licht der Welt am 22. März 1816 zu Weimar. In seinem zwanzigsten Jahre besuchte er die Universität Jena und widmete sich dem Studium der Rechtswissenschaft. Dort wurde er mit dem Literarhistoriker, dem bekannten „Finger wund sich Abschreibenden" — wie ihn Prutz in seiner politischen Wochenstube nennt —, dem Professor O. L. B. Wolff bekannt, welcher das keimende dichterische Talent des jungen Studenten protegirte. Obgleich Poet, war Rost doch keine „verfehlte Existenz", denn er bestand sein „Staatsexamen" vortrefflich und erhielt eine Anstellung im großherzoglich sächsischen Staatsdienst im Kriminalfach. — Sein erstes dramatisches Werk „Kaiser Rudolph in Worms" ging am 17. April 1841 im weimarischen Hoftheater unter dem glänzendsten Beifall in Scene. Aber daß Themis und Melpomene keine zärtlichen Schwestern sind, sollte Rost einige Jahre später erfahren.

Man schrieb 1847. Die tendenziöse Richtung, welche die deutsche Literatur seit Anfang der vierziger Jahre eingeschlagen hatte, erzeugte endlich selbst in dem sonst so freisinnigen Weimar Besorgniß, und die Regierung übte Pression auf die geistige Bewegung der Zeit. Rost hatte sein neues Drama „Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange" vollendet. Die Censur in Weimar beanstandete die Aufführung des Stückes nicht nur, der Dichter und Justizbeamte erhielt auch eine verwarnende und drohende „Nase". Ja, man ging so weit, ihm Entfernung aus dem Staatsdienste, möglicherweise sogar Villegiatur hinter vergitterten Fenstern in Aussicht zu stellen, falls er sein Stück an einer andern deutschen Bühne zur Aufführung gelangen ließe. Solche officiellen Recepte sind bekanntlich nie geeignet gewesen, den Drang des Geistes zu hemmen. Sein erstes Stück hatte Erfolg gehabt; Rost fühlte seine Kraft. Er wandte sich mit dem Manuscript seines „Landgraf Friedrich" an den damaligen Oberregisseur des Leipziger Stadttheaters, Heinrich Marr. Dieser las das Manuscript. „Es ist Vieles nur wirr und chaotisch, aber es steckt eine ganz gewaltige Kraft in dem Menschen," lautete das competente Urtheil Marrs. Derselbe setzte das Drama mit Eifer und Gewissenhaftigkeit in Scene, eine Reihe der fleißigsten Proben ging voraus und am 17. September 1847 erzielte Rosts Drama im Stadttheater einen so durchschlagenden Erfolg, daß es noch während der Messe sieben oder acht Mal aufgeführt wurde.

Der Leipziger Erfolg war ein solches fait accompli geworden, daß die weimarische Censur vom hohen Kothurn der Verwarnungen und Drohungen herunterstieg. Allein einigen Andeutungen zufolge, welche ich Rost persönlich verdanke, gestaltete sich der Staatsdienst doch für ihn persönlich so, daß er ihn mit leichtem Herzen quittiren konnte. Dagegen wurde es für die weimarische Hofbühne zu einer moralisch zwingen-

den, künstlerischen Nothwendigkeit, der Handelsstadt Leipzig rechtzeitig wenigstens nachzuahmen, und der „Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange", um dessentwillen der Dichter noch wenige Monate zuvor vom Amte fortgebissen werden sollte, ging am 2. Januar 1848 auch in „Ilmathen" in Scene und sein Erfolg war ein ebenso durchschlagender wie in Leipzig. Von den übrigen Stücken Rost's gilt der „unglückliche Thomas" als das bedeutendste. Das Stück wurde noch wenige Monate vor dem Tode des Dichters in Weimar wiederholt aufgeführt.

Rosts Leben war das — eines „armen Poeten". Rost besaß die ganze Naivetät und Bonhommie eines solchen. Aber er mag wohl durch die Verhältnisse zu einer solchen Erscheinung geworden sein. Es gibt Naturen, welche gewissermaßen prädestinirt sind, an der Scholle kleben zu bleiben. Rost zählte zu ihnen. Weimaraner von Geburt und im Amt, und durch seine Angehörigen, namentlich eine alte Mutter, die er mit treuer Sohnespflicht bis an ihr Ende unterstützte, in der Stadt festgehalten, „verweimaranerte" sich so zu sagen der praktische Horizont seines Lebens. Jener selbstüberzeugte und doch so genügsame ideale Geist der Musenkleinstädter an der Ilm beherrschte auch ihn. Er fand geistige Anerkennung, er hatte Freunde und das ideale Pflanzenleben der Geister, das eine Specialität Weimars bildet, ließ ihn die Nothwendigkeit unterschätzen, seinen Geist in großen Centren des öffentlichen Lebens zu verwerthen. Man läuft an kleinen Orten nur zu leicht Gefahr, sich in sich selbst zurückzuziehen und lernt das wirkliche pulsirende Weltleben nur aus Büchern oder durch flüchtige, zufällige Begegnungen und Eindrücke kennen. „Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben!" Ich verstehe das, ohne ein Commentator zu sein, auch räumlich. Der Organismus auch der Schriftsteller und Poeten will sich mit dem Leben herumgestoßen haben und zwar nicht blos mit dem lokalen Leben und seinen Freuden und Misèren, sondern mit dem Wechsel der Dinge und den Contrasten der Verhältnisse in der großen Welt. Wie viele Genialität und Fähigkeit geht in solchen kleinen Orten an Selbstgenügsamkeit und falscher Bescheidenheit — nicht einmal kräftig zu Grunde, sondern verwelkt vielmehr. Es fehlt ihr die Anregung. Man überschätzt tausende von Nebensächlichkeiten und macht sich zum Sclaven oft der lächerlichsten Convenienzen. Man lebt alles Andere, nur nicht ein Leben der geistigen Unabhängigkeit, man wird Philister oder verzerrte Karrikatur, weil man sich in einen engen Kreis bannt, statt über demselben zu schweben. Unsere Decennien sind nicht mehr die der Schiller- und Goetheepochen. Weimar ist nicht mehr Leitstern, weil das übrige Deutschland ein anderes geworden ist. Weimars Nerv ist die Tradition wenigstens in schriftstellerischer Hinsicht. Der Gedankenflug des mit Weimar lokal verwachsen gebliebenen Poeten mag noch so schön sein — und er war es bei Rost sicherlich — zur Erringung großer Erfolge genügte die Welt der Ideen nicht mehr, die uns in kleinen äußerlichen Verhältnissen beherrschen..., und der arme Rost blieb — ein deutscher Dichter.

Sie klingt recht demüthig, diese Bezeichnung. Noch demüthiger, wenn man dabei an einen Mann von so hoher Begabung denkt, wie es Alexander Rost war. Und wie ein schöner klagender Mollaccord klingt selbst die schönste Wohlthat, welche das Schicksal dem Dichter am Nachmittage seines trüben irdischen Lebens gewährte. Ein junges Mädchen, Henriette Walther, eine warme Verehrerin der Muse des Dichters, seine Pflegerin auf einem schweren Krankenlager, reichte ihm die Hand als treue, liebende Gattin, ihm, dem von Gichtleiden furchtbar gepeinigten Manne. Es war kein exaltirtes, reiches Weib, es war ein einfaches Bürgermädchen, welches „selbst Nichts hatte", wie man zu sagen pflegt. Aber sie machte den armen Rost in seinen letzten Lebensjahren glücklich, erleichterte ihm das Leben und das dichterische Schaffen, und das kann ein treues Weib, wenn sie den Mann versteht oder ihn verstehen will.

Alexander Rost ist Nachts vom 14./15. Mai gestorben und am 18. Mai mit der „letzten Ehre" eines überaus zahlreichen Leichengefolges auf dem neuen Friedhofe zu Weimar begraben worden. Noch acht Tage vor seinem Tode sah und sprach

ich ihn zuletzt in einem Restaurationsgarten beim Theater. Man gab Otto Roquettes Tragödie „der Feind im Hause". Es war Rosts letzter Theaterbesuch. Er war von auffallender Geistesfrische an jenem Abend. Wir unterhielten uns bis zu Anfang der Vorstellung — nicht etwa von Literatur, nein! sondern — von der Schwierigkeit der Polizeibehörde, in gewissen Fällen die Prügelstrafe zu vermeiden, und er gab aus seiner justitiarischen Laufbahn manche Episode, welche auf das Thema Bezug hatte, zum Besten. Wenige Tage darauf war er nicht mehr unter den Lebenden.

Doch wir wollen nicht „sentimental" sein. Die Poeten und Schriftsteller werden heutzutage immer mehr Soldaten in der großen Geistesarmee. Wer fällt, der fällt. Sein Tod wird gemeldet, die Kameradschaft wirft ihm die Handvoll Erde auf den Sarg, der Nekrolog gibt seine Ehrensalven und mit klingendem Spiele geht es wieder in die lebendige Welt, bis die Reihe an Andere kommt. Das große Publicum sieht einen Soldaten der großen Geistesarmee begraben. In den Armee-Annalen, in der Literaturgeschichte werden die Todten registrirt, aber das Heer ist so zahlreich geworden, daß der Einzelne für die Nachwelt immer weniger individuell bleibt. Von Heute auf Morgen!

„Heute noch auf stolzen Rossen,
Morgen durch die Brust geschossen"

heißt die Devise des Lebens. Ob das gut und schön ist, habe ich nicht zu untersuchen. Es ist eine Thatsache.

Gibt es noch einen Nachruhm? Und wenn das der Fall ist — wie lange wird es für den Dichter und Schriftsteller noch einen Nachruhm geben? — — —

Kritische Rundblicke.

Ein neues Talent.

Erzählungen von Marie Freiin von Ebner-Eschenbach. (Stuttgart 1875, J. G. Cotta.)

Man hört so oft von „vernichtenden Kritiken“ reden, aber man sieht so selten auf die Todesurtheile der Kritiker die Hinrichtungen der Autoren folgen, daß man sich mit Fug fragen muß: Haben wir es da nicht blos mit einem prahlerischen Wort zu thun? Gibt es denn Kritiken, die wirklich vernichtend sind?

Mich dünkt: Ja, es gibt solche. Es sind die übertrieben lobenden, die den Beifall zu unverantwortlichen Superlativen aufdonnern. Solches Lob hat auch schon starke Talente in ihrer Entwickelung zurückgehalten; es betäubt sie narkotisch und schläfert sie ein.

Und doch — hat man solides Urtheil genug, um sich den üppigen Luxus der Beifallverschwender zu versagen — geht man mit dem Lob, wie man es mit dem Tadel gewohnt ist, sparsam und besonnen um, so fehlt der Anerkennung bald der rechte herzliche Klang und die erwärmende Beredsamkeit, ohne welche sie keine fruchtbare Fernwirkung entfalten kann. Was nur abgemessen und gerecht sein sollte, sieht dann leichtlich mager und karg aus. Gestaltungsfähigkeit — Darstellungskraft — Empfindungstiefe — wenn man das einem Poeten zugesteht, so will das schon unendlich viel sagen. Es sagt aber bei den heutigen Gewohnheiten nichts Bemerkenswerthes. Warum nicht? Weil in Folge der Zudringlichkeiten der Reklame jene Anerkennungen nicht mehr laut genug in's Ohr fallen, weil sie schon halb entwerthet und entadelt sind.

Das empfindet der ruhige Kritiker mit herbem Unbehagen, wenn er einem neuen Talent ein rechtes Pathengeschenk des Lobes mitgeben und doch nach bestem Verständniß und Gewissen den storchbeinigen Superlativen der Ruhmredner aus dem Weg gehen will.

Ein neues Talent, — ja, das ist Marie von Ebner. Sie hat zwar schon einiges Poetische an die Oeffentlichkeit gestellt; auch ein Lustspiel: „Das Waldfräulein“, das in Wien gegeben wurde. In die Reihe der hervorragenden Dichter tritt sie aber erst mit ihren „Erzählungen“, und zwar mit der ersten davon: „Ein Spätgeborner“.

Andreas Muth ist der Held dieser Erzählung. Die Gewöhnung des schüchternen Beiseitestehens, eine entsagungsreiche Bescheidenheit sind schon früh dem armen Andreas anerzogen. Er ist Beamter an der Finanzlandesdirection. „Seit 25 Jahren verwaltete er seinen Dienst mit gewissenhafter Pünktlichkeit, allein daß er jemals befördert werden könnte, daran dachte Niemand, er selbst nicht. Zu einer glänzenden Beamtenlaufbahn war er nicht ausgerüstet worden. Was sein Vater — der kränklichkeitshalber quiescirte Professor der schönen Litteratur Karl Muth — sich vor Allem bestrebt hatte, ihm beizubringen, das war die Kenntniß des classischen Alterthums. . . Im fünfzehnten Jahre übersetzte Andreas die Braut von Messina in die Sprache des Aeschylus. Aber wie es in der Welt aussehe und wie man sich darin sein Brod verdienen könne, das versäumte der Gelehrte, seinem Sprößling beizubringen, und zwar deshalb, weil er es selbst nicht wußte.“ So legte Andreas in stiller Zufriedenheit „täglich den Weg von seiner Wohnung in der entlegensten Vorstadt bis zum Bureau zurück und freute sich bei jedem Schritt, daß er Abends denselben Schritt wieder heimwärts machen würde.“ Daheim öffnet sich ihm eine andere Welt. Mit den großen Geistern der Vorzeit hält er hier heimliche Zwiesprach — er dichtet — er schreibt Dramen. „Das Geheimniß der Seligkeit, die er in seiner Zelle genoß, lag darin, daß er in derselben dichtete und träumte. Ihre kahlen grauen Wände waren die Zeugen seiner innigsten Entzückungen. . . . Jedes Plätzchen in dem engen Raume verkör-

perte eine Erinnerung an selbstständiges Schaffen, aus jedem wehten ihn die Geister seiner stillen Leiden und Freuden an. Ob der Zauber, den seine Gestalten auf ihn übten, auch von Andern gefühlt werden müsse, die Frage beschäftigte ihn wohl, aber so oft sie verneinend beantwortet wurde, beschied er sich ohne Bitterkeit und ohne Groll." — Zu fragen pflegte er indeß jedes Mal. Jedes neue Stück las er — mit beklommener Stimme, die immer leiser wurde, je höher seine Erregung stieg — dem Volkslehrer Benedikt Ziegler vor, seinem einzigen Freund und Vertrauten — und wenn dieser das Verdikt fällte: „Einreichen!" dann ging Andreas mehrere Tage mit stiller Verklärung im Gesichte umher; „es waren die seligsten des Jahres, diejenigen, an welchen er sein Stück mit der schönsten Schrift in's Reine schrieb, auf Papier, glatt wie Atlas und steif wie ein Brettchen." So reichte er denn an jedem 1. October der Intendanz ein Drama ein und an jedem 1. Januar gab es ihm der Secretär wieder zurück, der niemals versäumte, zu dem barschen „Nicht angenommen!" mit achtungswürdiger Aufrichtigkeit hinzuzufügen: „Der Autor mag Gott danken" . . . Aber diesmal war Alles in der Theaterkanzlei verändert und der neue Secretär überreichte unserm Andreas statt des erwarteten Manuscriptes einen Brief mit den Worten: „Ueberbringen Sie dies Schreiben Sr. Excellenz" . . . Das war's. Man hatte hinter dem Pseudonym des schüchternen Poeten einen hochgestellten Beamten gewittert und aus diesem Grunde das Trauerspiel „Marc-Aurel" zur Aufführung bestimmt. . .

Wie im Traum taumelte Andreas aus der Theaterkanzlei. Er ging an dem Abend einmal in's Hoftheater, wo ja nun bald die Gebilde seiner Phantasie Leben gewinnen und die Gemüther verständnißvoller Menschen erschüttern sollten. Auf der letzten Galerie fand er mit Mühe ein letztes Plätzchen. Man gab zuerst ein einaktiges Lustspiel: Eine einfache Handlung, aber voll inneren Lebens — fein und sicher gezeichnete Charaktere — und nun erst der Dialog! Ganz durchweht von Anmuth, ganz durchsprüht von Geistesfunken. Andreas lauschte hingerissen und betrübt. „Dahin," sagte er zu sich selber „dahin bringst du's nie. Dir ist diese spielende Grazie versagt, diese heitere Ausführung, der im sicheren Gefühle des Könnens die Arbeit zum Genusse wird." Mit einer überraschenden, aber klug vorbereiteten Wendung ging nun das Stück zu Ende. Andreas erwartete stürmischen Beifall. Statt dessen blieb Alles still und ein schwacher Applausversuch wurde durch lebhafte Zischlaute unterdrückt. „Was ist das?" dachte Andreas. „Sind die Anforderungen des Publicums so hoch gestiegen? ist ihm das Vortreffliche nicht mehr gut genug? . . . Wie werde ich vor solchen Richtern bestehen?" Und nun erhob sich der Vorhang wieder und das zweite Stück begann. Eine derb komische Eingangsscene versetzte das Publicum in die heiterste Stimmung und Andreas lachte mit. Aber dann kamen bald unlautere Zweideutigkeiten, die Gestalten verzerrten sich zu Carricaturen, und was sie darstellten, war ein frivoles Possenspiel. Wie mußte sich das Publicum beleidigt fühlen, dem man ein Werk vorzuführen wagte, dessen Wirkung berechnet war auf kindische Neugier, auf Ungeschmack, auf die Freude am Rohen und am Häßlichen! Andreas schauderte bei dem Gedanken an das Strafgericht, das es heraufbeschwören müsse. Und — wieder hatte er sich getäuscht: „der Beifall stieg von Akt zu Akt; vielfach gerufen, erschien am Schlusse des letzten der Autor auf der Bühne. Eine schwankende Gestalt, der es an Muskeln und Knochen zu gebrechen schien. Er trat, sich in den Hüften wiegend, vor bis an die Rampe und verneigte sich nachlässig mit dreistem Lächeln. . ."

Danach war der Erfolg des „Marc-Aurel" leicht vorauszuberechnen. Das Publicum ließ die Tragödie lautlos an sich vorübergehen. An seiner Thüre findet Andreas beim Nachhausekommen seinen Freund Ziegler: „Wie ist's gegangen?" — „Ich glaube, schlecht," antwortete Andreas. „O, mein Freund, wir haben uns geirrt, ich bin kein Dichter." — „Versündige Dich nicht," rief Ziegler, „ein Dichter bist Du. Aber heutzutage ist das kein Mittel mehr, den Leuten zu gefallen." —

Und nun am anderen Tage die Kritik! Sie ist von Moritz Salmeyer, dem Verfasser jenes frivolen Possenspiels, das Andreas mit soviel Beifall aufführen sah — und der erschlug denn das Werk unter Lachen und Scherzen. Andreas ist zerschmettert: „die letzte, die reifste Arbeit seines Geistes war nicht einmal einer ernsthaften Beurtheilung würdig. Noch nie hatte er an sein Alter gedacht. Jetzt fiel ihm das Bewußtsein seiner 45 Jahre schwer auf das Herz. Was konnte die Zukunft noch gut machen? — er hatte keine mehr. Was konnte er von sich erwarten, nachdem er, urtheilslos und blind, ein langes Dasein hindurch Werke geschaffen hatte, ohne Werth und Zweck? . . — Das Bestreben seines ganzen Lebens war thöricht

gewesen, lächerlich Alles, seine Hoffnungen, seine Entzückungen, ja selbst seine Resignation! Sogar sie, die bescheidene, entsprang einer Ueberhebung. Wo kein Anspruch vorhanden ist, da gibt es auch kein Verzichten . . . Schande! Schande! . . Fressende Qual, nicht zu ertragen, nicht zu besiegen — sie umspinnt ihn, sie haftet fest an ihm, nie mehr zu tilgen, nie mehr! — Sein Wesen erstarrt unter ihrem Hauch — o, könnt' er sterben! Aber so gut wird es ihm nicht. Erst muß noch alles wirklich erlitten sein, was er jetzt in Gedanken erleibet!"

— Und wie das nun geschieht und wie in Folge einer zufälligen Begegnung mit Moritz Salmeyer sich das Schicksal des Armen zu Ende spinnt, ein Schicksal, das in der That sich in die vier Worte preßt: „Entsagen, dulden, schweigen, — sterben!" — das möge man im Buche selbst weiter lesen, denn diese knappen Auszüge geben nur einen ohnmächtigen Wiederschein von der herrlichen Keuschheit und Kunst, dem Hochsinn und Edelmuth, der über diese ganze Erzählung aus der Fülle eines Dichterherzens ausgegossen ist. Reiner und begeisternder kann das Martyrium eines Idealisten nicht geschildert werden, der, wie es am Ende heißt, in das Menschengewoge hineinpaßt, wie eine Perle in eine Kugelmühle. Zu bewundern ist dabei auch vor Allem die überlegene künstlerische Gerechtigkeit in den Schilderungen der Verfasserin. Da gibt's keine weinerlichen Declamationen, keine unreifen Uebertreibungen, keine ausschweifende Parteinahme, keine verzerrten Gestalten. Es wird uns nicht einmal eingeredet, daß die Tragödie „Marc-Aurel" ein Meisterstück war: „Das Kunstwerk aus mir herauszubilden, es hinzustellen, den Menschen eine Leuchte — dazu fehlte mir die Kraft," sagt Andreas noch am Schluß seiner Tage . . und wie trefflich und maßvoll sind die Reden in der Scene zwischen Salmeyer und Muth. Nicht über den ausgebliebenen Erfolg klagt dieser, über die vergebliche Arbeit, über die begrabenen Hoffnungen — nein! „Was — Erfolg!" ruft er aus... „Den machen die Anderen. Aber die Leistung ist mein, für die habe ich einzustehen; die habe ich gerichtet und den Stab gebrochen." Und dem gegenüber vertritt nun Salmeyer mit Energie und Bewußtsein das gegenwärtige literarische Streberthum, das nach Erfolg und nur nach Erfolg haftet: „Wann werdet ihr's endlich einsehen, ihr Träumer!" hebt er an, „daß nichts bleibend ist, als die Veränderung, nichts schön, als was dafür gilt, nichts gut, als was Nutzen bringt . . . Ich bitte Sie, verzichten Sie auf Ihre Ideale. Stimmen Sie sich herab. Sinken Sie, sinken Sie! herunter — bis zum jetzigen Geschmack! Je mehr Sie sich verfeinern, desto unverständlicher, ungenießbarer werden Sie, und werden es endlich mit Recht. Ein hohes Streben, das immer unbelohnt bleibt, beschädigt zuletzt den reinsten Charakter, weil es ihn verbittert. Glauben Sie mir: tragen Sie den Anforderungen des Tages Rechnung! Unser heutiges Publicum will nicht Erhebung, es will Unterhaltung, und denjenigen, der sie ihm gewährt, belohnt es nach Verdienst, sehr oft über Verdienst . . . . Zum Beispiel — mich! . . Meinen Sie, daß ich mich täusche über den Werth der Productionen, denen ich meine Popularität verdanke?" . . .

Die Dichtung hat hier noch eine über sie selbst hinausweisende Bedeutung. Sie ist ein ernster literarischer Mementoruf — und möge ihn hören, wen er angeht!

Die anderen Erzählungen des Bandes stehen trotz mancher genialen und eigenartigen Conceptionen nicht auf gleicher Höhe: — „Chlodwig" hat manche rührende Einzelheiten, ist aber doch im Ganzen unerquicklich. — „Die erste Beichte" ist eigentlich keine Dichtung, sondern nur ein mit Feingefühl und Seelenkunde geschriebenes pädagogisches Beispiel, das den Beweis liefert, welche gefährlichen Kinderkrankheiten entstehen können, wenn ein Mädchen zu früh die Religion bekommt! — „Die Großmutter" gipfelt in einem zu grellen und übersalzenen Gegensatz. — „Ein Edelmann" ist nur wegen einer Betrachtung über den Adel geschrieben, die nicht einmal ganz überzeugend ist. — Zeigt die Verfasserin auch in allen diesen Erzählungen einen glücklichen Blick für anschauliche Züge, sie haben nicht die glühende Gedankenseele der ersten: „Ein Spätgeborner", die mich so tief und nachhaltig ergriffen hat, wie seit langer Zeit keine deutsche Novelle.

Oskar Blumenthal.

Zum Andenken Mörike's.

In dem „Liederbuch dreier Freunde" (Theodor Mommsen Theodor Storm. Tycho Mommsen. — Kiel 1838) findet sich folgendes Sonett von Theodor Mommsen, der sich damals in Altona aufhielt, an Eduard Mörike:

Vorüber fluthen stolz des Elbstroms Wellen,
Die Schiffe tragend mit dem goldnen Horte —
Der Reichthum wohnt hier wohl am weiten Porte,
Allein der Friede weilet bei den Quellen.

So will der Strom der Dichtung auch sich schwellen,
Und weiter strebt er von der stillen Pforte,
Wo Blumen wuchsen am verborgnen Orte
Und wo am Waldsaum gaukelten Libellen.

Ach! wir sind oft anmuthig, oft erhaben,
Allein Gervinus stellt uns zu der Prose,
Und Recht behält er, sind wir erst begraben.

Da fand ich in dem eignen Bett von Moose
Erblühend im geheimsten Thal von Schwaben
Des reichen Liedersommers letzte Rose.

Theodor Storm hatte die Freundlichkeit uns auf dies Sonett aufmerksam zu machen. Er fügt brieflich hinzu: „Mörike's Gedichte erinnern mich an den kräftigen Duft des Herbstlaubes, an den Klang des Cello's. Ganz eigenthümlich ist ihm die Vermählung des Hauches antiker Poesie mit der schwäbischen Innigkeit. Er ist farbensatt wie kein Andrer. Heyse sagt sehr richtig, Hauptwort und Eigenschaftswort sind oft zu einer wahren Ehe bei ihm zusammengeschmiedet. Ich möchte hinzusetzen, es erstehen dadurch ganz neue, eigne und das Wesen treffende Anschauungen. — Ich kenne keine Sammlung von Gedichten, worin in solchem Grade fast jedes einzelne einen gewissen Werth beanspruchen kann."

Miscellen.

Der „Strauß neuer Humore", den Richard Schmidt-Cabanis unter dem Titel: „Veilchen und Meerrettig" herausgegeben hat (Berlin 1875, Denicke'sche Buchhandlung), zeigt die Beobachtungsschärfe und parodistische Erfindungsgabe des Verfassers in glücklicher Blüthe. Besonders die „Abhandlungen über Mode-Krankheiten" und die „comprimirten Muster-Romane" überraschen durch die Vielheit der ironischen Wendungen. Also doch einmal ein heiteres Buch, über das man lachen kann! Seit langer Zeit bieten nur die ernstesten den Stoff dazu.

*

J. B. von Schweitzer hat an die Bühnenvorstände ein Circular entsendet, worin er gegen die eigenmächtigen Verschlimmbesserungen Protest einlegt, die von Regisseuren bisweilen in Bühnen-Manuscripten vorgenommen werden. Das ist gewiß gerechtfertigt. Neu war uns nur eine Mittheilung, die Schweitzer bei dieser Gelegenheit macht: daß er es nämlich „mit seinen Arbeiten ernst nimmt". Aus Achtung vor dem Verfasser hatten wir das wenigstens bei einzelnen nicht anzunehmen gewagt. Die jüngste dieser „ernstgenommenen" Arbeiten war eine am Wallnertheater aufgeführte Posse, in der sich die urältesten Wort- und Situationswitze ein Rendezvous gaben und die denn auch bereits wieder vom Repertoir verschwunden ist.

*

Das „Berliner Tageblatt" sprach neulich von einer Personenverwechselung und leistete dabei folgende Stilprobe: „Hoffen wir, daß durch dieses Quiproquo weder für den Qui noch für den Quo unangenehme Verwechselungen entstehen."

*

Einen recht peinlichen Fall von litterarischer Freibeuterei finden wir in Nr. 1557 der „Fliegenden Blätter". Franz Hirsch veröffentlicht hier ein Erzeugniß: „Die untreue Geliebte", das durch seine sinnige und gemüthvolle Pointe selbst die schmerzlich ungelenkigen und formschwachen Verse erträglich macht. Leider sind aber nur diese Verse das Eigenthum von Franz Hirsch; die Pointe hat er, wie Mephisto den Schmuck Gretchens, „wo anders hergenommen": sein ganzes Elaborat ist Nichts weiter als eine dürftige metrische Uebersetzung der kleinen Erzählung: „Erste Liebe", von Rudolf Lindau. Der schwermüthige Gaston erzählt bei Lindau die Geschichte seiner ersten Liebe — wie ihn diese Jahre lang so unbeschreiblich beglückt, ihm die ganze Welt verschönert, ihm das Leben sonnig erheitert habe, — und wie er ihren endlichen Verlust niemals, niemals verschmerzen werde. „Und wie hieß dies wunderbare Wesen?" fragt man ihn. Gaston antwortet: — „Meine Jugend." Bei Hirsch lautet die Frage:

Du sagtest, o Freund, nicht, wie sie hieß,
Die Schöne, die Dich so grausam verließ.

Und die Antwort:

Eine Thräne perlte in seinen Wein:
„Die Jugend war es, die einst mein (!)."

Bei Lindau erzählt Gaston: „Wochen, Monate, Jahre flogen dahin, ohne daß ich es bemerkte. Eines Abends erschien die Geliebte . . mir urplötzlich verstimmt und kalt . . „Sie wird dich verlassen," sagte ich mir, „sicher, gewiß, sie wird dich verlassen." Zum ersten Male fühlte ich mein Vertrauen zu mir und zu ihr wanken und ängstlich forschte ich in ihren Augen. Aber ihr Blick wandte sich müde von mir ab und gab mir keinen Bescheid. — Meine Ruhe war dahin, mein Leben ein anderes.... Und als ich einst zu später Stunde ermattet und niedergeschlagen nach Hause kam, fand ich das Zimmer dunkel, kalt und leer; sie, meine Freude, mein Licht, mein Alles war verschwunden." — Das übersetzt Hirsch also:

„Da plötzlich — es war manch' Jahr verrauscht —
Ward die Geliebte wie umgetauscht.
Kalt schien mir ihr Sinn und matter ihr Blick,
Es ahnte mir arges Mißgeschick. (!)
Der Gedanke schlich mir in's Hirn hinein:
Sie wird dich verlassen, sie läßt dich allein.
Da fragt' ich sie, ob sie mir treu bis zum Grab,
Doch verlegen wandte den Blick sie ab.
Aus ihrem Verstummen klar ging's hervor, (!)
Daß ich ihre Liebe für immer verlor.
Und als ich gekommen einst spät nach Haus
Gequält, verzweifelt, daß Alles aus,
Als mein Heim ich betrat, das sonst warm und licht,
War's dunkel und kalt und ich fand sie nicht."

Nicht der gleichartigen Ausdrücke halber — nur als Sprachprobe führe ich diese beiden Stellen hier an. Denn wenn auch Hirsch für die Unterlassung der Quellenangabe irgend einen Präcedenzfall wird anführen können — der freilich dann nur geeignet ist, um seinen Vorgänger anzuklagen, aber nicht, um ihn selbst zu vertheidigen, — so wird doch immer Eins unerklärlich bleiben, welcher Antrieb ihn gespornt haben kann, ein Dichterwerk, worin eine Idee zur schönsten und innigsten Aussprache gelangt, in ein so armseliges Reimwerk zu verwandeln, das sicherlich ihn selbst nicht befriedigt.

An unsere Leser.

Mit dem vorliegenden Heft schließt der erste Band unserer Zeitschrift und schon haben wir einen dreifachen Erfolg errungen: Einen ausgebreiteten Leserkreis — die lebendige Anerkennung der Presse — und die Bundesgenossenschaft fast aller hervorragenden Dichter und Schriftsteller. Ihr schöpferischer Eifer wird uns auch in Zukunft vor der Gefahr hüten, mit der Mittelmäßigkeit zu capituliren; er wird uns von Heft zu Heft dem angestrebten Ziel näher bringen: ein Unternehmen lebenskräftig hinzustellen, das Poesie und Kritik schwesterlich vereint und den Anforderungen des gebildeten Kunstgeschmackes jede billige Rücksicht auf das Unterhaltungsbedürfniß gesellt.

Für den neuen Band stehen uns zahlreiche werthvolle Beiträge zur Verfügung. Wir heben hervor:

„Gedichte." Von Anastasius Grün. — „Der Zankapfel." Lustspiel in 1 Akt von Paul Lindau. — „Der Gott des alten Doctors." Novelle von Karl Emil Franzos. — „Ueber Kleist's Prinzen Friedrich von Homburg." Von Hans von Wolzogen. — „Der Einzug in die Unterwelt." Ein Festspiel zum 2. September von Hans Hopfen. — „Das Geheimniß." Novelle von Victor von Strauß. — Episoden aus dem Roman „Aspasia" von Robert Hamerling. — „Eine Geschichte aus Kentucky." Lustspiel in 2 Akten von W. Marr u. s. w.

Um Unterbrechungen in der Expedition zu vermeiden, bitten wir die geehrten Leser, deren Abonnement mit diesem Heft abläuft, um rechtzeitige Erneuerung.

Die Redaction und Verlagshandlung.

☞ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die Redaction der „Neuen Monatshefte" sind an Herrn Oscar Blumenthal, Berlin S. W., 32 Hallesches Ufer zu richten.

Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.

EINBAND-DECKEN

zu dem

mit diesem Hefte abgeschlossenen

ersten Bande

der

Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik

elegant in Englisch-Leinwand
mit stilvollen Arabesken in Gold- und Schwarz-Druck
reich und geschmackvoll verziert
sind

zum Preise von 1 Mark 50 Pf.

durch
alle Buchhandlungen sowie durch die unterzeichnete Verlagshandlung
zu beziehen.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.